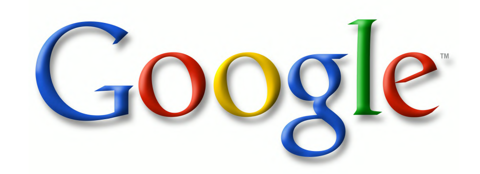
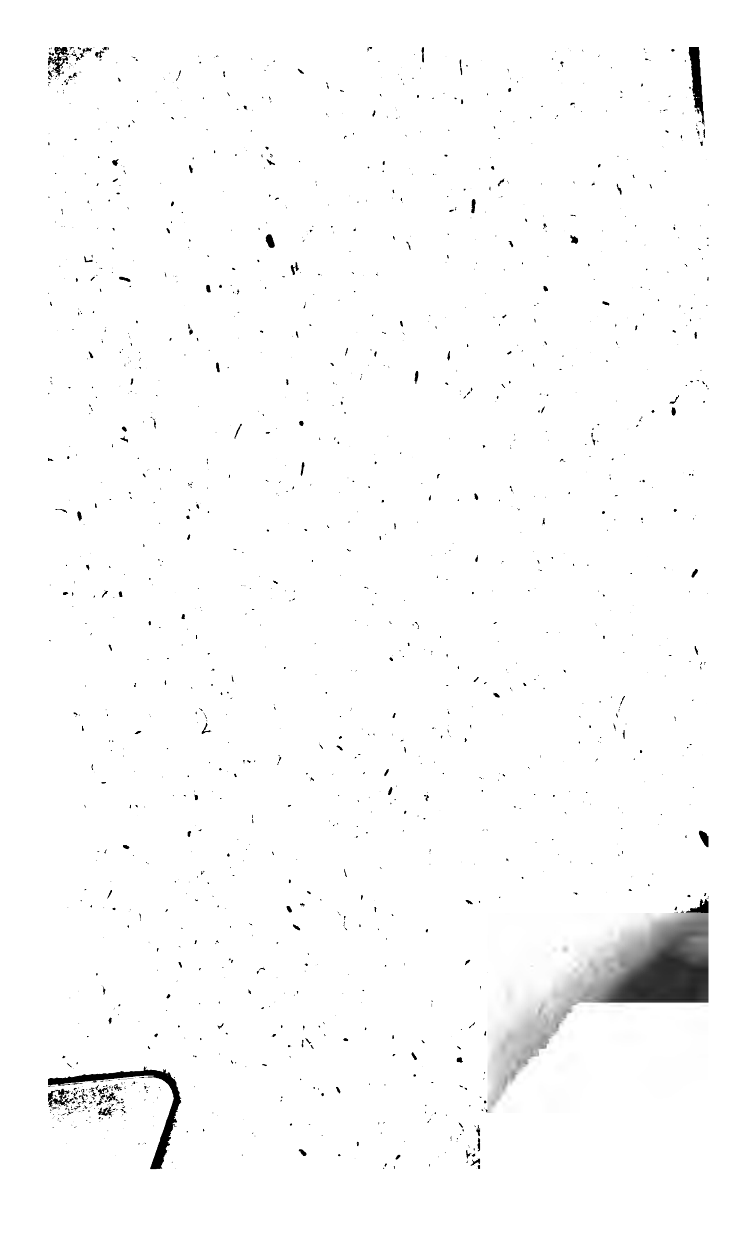
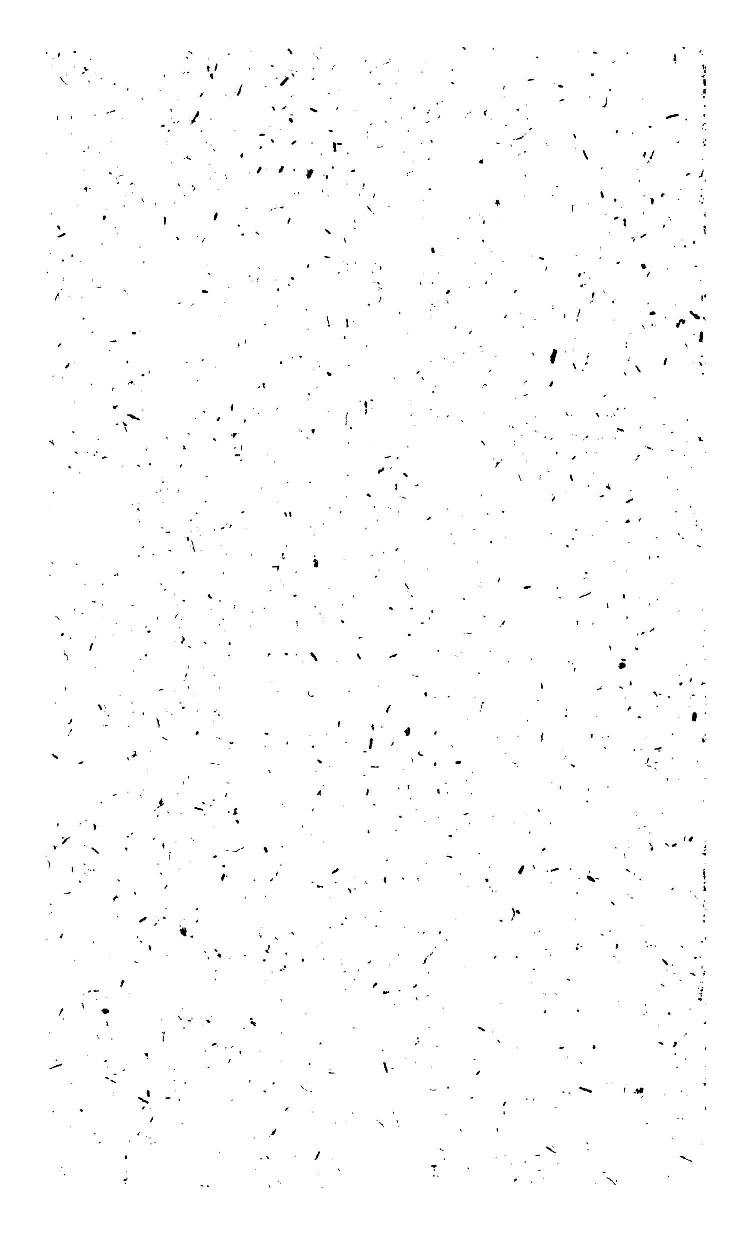








Aus

August von Kotzebue's

hinterlassenen

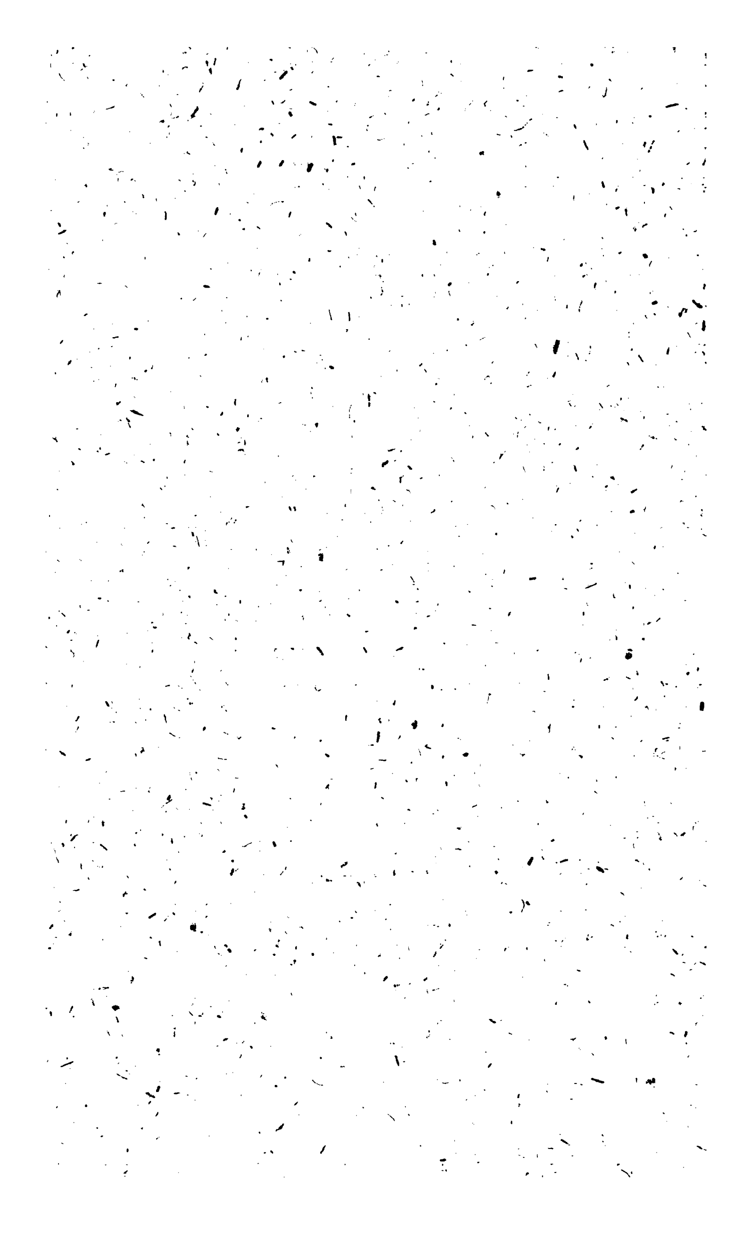
Papieren.



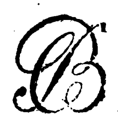
Leipzig, 1821.
bei Paul Gotthelf Kummer.

Vorrede.

Ich liefere hier dasjenige, was sich von vollendeten Aufsätzen unter den Papieren des Hrn. von Kotzebue gefunden, und deren Erscheinung Herr C. F. von Knorring in einer besondern Anzeige unterm 20ten Februar 1820 angekündigt hat. Diesen hat man noch einige Briefe berühmter Gelehrten bloß deswegen bei-



Aus August von Kotzebue's hinterlassenen Papieren.



Leipzig, 1821.
bei Paul Gotthelf Kummer.

Vorrede.

Ich liefere hier dasjenige, was sich vollendeten Aufsätzen unter den Papieren des Hrn. von Kotzebue gefunden, und deren Erscheinung Herr C. F. von Knorring in einer besondern Anzeige unterm 20ten Februar 1820 angekündigt hat. Diesen hat man noch einige Briefe berühmter Gelehrten bloß deswegen bei-

gefügt, weil sie Bezug auf seine Schriften haben. Ich hatte grosse Lust eine Anzahl derjenigen Briefe, welche ich während unserer dreissigjährigen Bekanntschaft von ihm erhielt, mit abdrucken zu lassen, sie würden über seinen edlen Charakter und Denkungsart vielen Aufschluss gegeben haben. Da ich aber weiss, wie viele kleinlich gesinnte Menschen aus allem Gift zu saugen und jeder Sache eine falsche Deutung zu geben wissen, so fürchtete ich, es möchte mir als Eitelkeit ausgelegt werden. Wer ihn kannte, bedarf keiner weitern Beweise von

seinem Werthe, und das Geschrei einiger Elenden, welche seinen Ruhm beneideten, weiß jeder Unpartheiische ohnehin zu würdigen. — Nur seinen letzten Brief, so unbedeutend dieser auch ist, konnte ich mich nicht enthalten abdrucken zu lassen, es ist wahrscheinlich der letzte Brief, welchen er in seinem Leben geschrieben hat, denn den Tag darauf, den 23. März 1819, wurde er ermordet, — sein darinnen erwähnter Sohn ist der Major Otto von Kotzebue, welcher, nach Vollendung seiner Reise um die Welt, nun mit seiner

erst kürzlich geheirgtheten Gemahlin den Vater besuchen wollte, dieser war auch wirklich den Tag vor Empfange dieses Briefs bei mir gewesen, bei dem Vater kam er aber leider erst nach dessen Ermordung an.

Leipzig den 21. Februar 1821.

Paul Gotthelf Kummer.

Aus

August von Kotzebue's hinterlassenen Papieren.

Betrachtungen über mich selbst bei Gelegenheit zweier Recensionen in der jenaischen Litteraturzeitung.

Man glaubt gewöhnlich, die Eigenliebe sey jederzeit der Maasstab, nach welchem ein Mensch sich selbst beurtheile, und daher das allgemeine Mißtrauen des Publikums gegen Selbstbiographien. Ich meine in reifern Jahren, wo so manche Täuschung schwindet, könne man es schon über sich gewinnen, gleichsam aus sich heraus zu treten, und, wie vor einem Spiegel, mit scharfem Auge sein eigenes Bild zu mustern, wenn man nur ernstlich will. Wohlan, es gelte einen Versuch. Es wird bei dieser Gelegenheit noch manches

andere zur Sprache kommen, was, ohne Rücksicht auf mich, den Leser interessiren könnte, und so verzeiht er mir auch wohl um deswillen das übrige, was er vielleicht ohne Theilnahme liest. Im voraus darf ich ihn versichern, daß das Sprichwort: „wie „man in den Wald schreit, so schallt es wie„der heraus!" hier nicht in Anwendung gebracht werden soll. Doch sehe ich mich gezwungen, ehe ich auf die Recensionen komme, welche diesen Aufsatz veranlaßt haben, etwas weiter auszuholen.

Viele halten mich für eitel. Es wäre kein Wunder, wenn ichs geworden wäre, durch all den Weyhrauch, den man vormals mir gestreut hat, und oft noch jetzt streut; aber — die Hand aufs Herz — ich habe mir nie auf mein Talent etwas eingebildet, ich habe es immer für eine bloße Naturgabe gehalten, die zufällig durch die Lage, in der ich mich

als Knabe befand, entwickelt worden. Am meisten pflegen die Menschen sich auf dasjenige einzubilden, was zu erlangen sie Mühe gekostet hat, und je größer diese Mühe war, je größer ist in der Regel die Einbildung des Besitzers. Daher kömmt es zum Beispiel, daß gelehrte Sprachforscher gewöhnlich auf alle übrigen Künste und Wissenschaften mit einiger Geringschätzung herabsehen, denn sie haben nichts von der Natur, sie haben Alles mühsam erwerben müssen.

Ein Gleichniß mögte passen, wenn es auch ein wenig hinkt. Der reiche Mann, der sein Vermögen bei Groschen hat sammeln müssen, legt höhern Werth auf den Reichthum, als der, der ihn geerbt hat. Jener hält zu Rathe, dieser verschwendet. Wie? wenn ich auch nur geerbt und bisweilen verschwendet hätte? —

Mein kleines Erbtheil habe ich von der Natur und daher kam es, daß, als ich meine dramatische Laufbahn begann, ich selbst am meisten überrascht wurde durch das Lobpreisen, welches mir von allen Seiten entgegen hallte; und daher kommt es, daß ich noch jetzt (vermuthlich mit Unrecht) weit höhern Werth auf meine historischen Arbeiten lege, als auf meine dramatischen Schöpfungen; eben weil jenes Arbeiten und dieses Schöpfungen sind; weil jenes mir viele und dieses keine Mühe verursacht hat.

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft des sonderbaren Eindrucks, den es auf mich machte, als ich 1788 Menschenhaß und Reue geschrieben, bald darauf 1789 eine Reise nach Deutschland unternahm, als in Berlin Engel, Rammler, Nicolai und so manche andere, damals lebende Gelehrte, auch die Prinzen und Prinzessinnen der Königlichen Fa-

misse, mich mit einer Art von Enthusiasmus aufnahmen, als in Pyrmont J. G. Jacobi, Zimmermann und mehrere von den anwesenden Fürsten mich mit Lobsprüchen überhäuften; was empfand ich damals? eine fröhliche Verwunderung, durchaus nicht Eitelkeit. So ungefähr mag einem hübschen Mädchen zu Muthe seyn, das in ländlicher Stille erzogen, zum Erstenmale in die Welt tritt, und zum Erstenmale hört, daß sie hübsch ist. Freilich wird sie nun sich lieber als zuvor im Spiegel beschauen, sie wird vermuthlich etwas eitel werden, das kann kaum fehlen; aber, wenn sie vernünftig ist, doch nicht eitler, als man einem hübschen Mädchen wohl vergiebt. Auch mich haben Vernunft und Feinde vor Eitelkeit bewahrt: Wohl verstanden, ich war nie auf meine Schriften eitel, wohl aber — sonderbar genug — nicht selten auf die Auszeichnungen, die mir wiederfuhren, obgleich sie nur eine Wirkung meiner

Schriften waren. Ich hatt' es gern, daß sie bekannt wurden, trug gern dazu bei, und muß noch jetzt über manche Schwachheit lächeln, die ich in dieser Rücksicht begangen habe. Daher mag mir auch wohl der Ruf der Eitelkeit gekommen seyn. Nun ja, es war eine persönliche, aber keine schriftstellerische Eitelkeit. Habe ich die letztere jemals besessen, so sind es doch schon viele Jahre her, daß keine Spur davon in mir sich regt, wie alle meine Freunde, alle, die mit mir umgehn, gewiß bezeugen werden.

Außer diesen Zeugnissen habe ich auch noch andere Beweise. Wenn ich ein eitler Dichter wäre, woher käme es denn, daß ich meine Nebenbuhler wahrhaft hochschätze, und sogar meinen bittersten Feinden gern Gerechtigkeit wiederfahren lasse, wo sie es verdienen? — Eitelkeit wird verwundet durch fremde Vorzüge. Allein ich habe mich aufrichtig gefreut,

als Müllner auftrat, ich lese sogar mit Vergnügen, was Schlegel und Merkel Gutes geschrieben haben; und, diese Freude, dieses Vergnügen sind durchaus mit keiner unangenehmen Empfindung gemischt. Selbst die giftigen Beurtheilungen von Allem, was ich schrieb (besonders in der jenaischen Litteraturzeitung) verbittern mir schon lange keine Viertelstunde mehr. Ich kann nicht sagen, daß ich sie gern lese (denn wie könnte es mir gleichgültig seyn, daß Männer, die vielleicht übrigens recht brave Männer sind, sich so gehässig und so leidenschaftlich gegen mich beweisen?); aber es verwundet meine Eitelkeit nicht, und ich besitze Kraft genug, mir das Wahre in ihren Beurtheilungen zu gestehen. Uebrigens führen sie ja seit zwanzig Jahren immer dieselbe Sprache und Niemand hört darauf, was sie freilich wohl immer verdrüßlicher machen muß.

Der einzige Vorwurf, der mich würklich schmerzt, den jeder Lump zu Markte bringt und bis zum Ekel wiederholt, wenn er mir nicht auf andere Weise schaden zu können vermeint, ist der: daß meine Schriften unsittlich seyen. Gott sey Dank! ich nähre die innigste Ueberzeugung, die keine Recension mir jemals erschüttern wird, daß Niemand auf der Welt aus irgend Einem meiner Schauspiele die Vertheidigung einer unsittlichen Handlung schöpfen kann; daß vielmehr die meisten derselben darauf abzwecken, irgend eine Tugend einzuprägen.

Auch haben meine Anschwärzer noch nie versucht, mir den Vorwurf zu beweisen, sondern sie begnügen sich immer mit der allgemeinen Behauptung: so sey es. Könnten sie es beweisen, fürwahr, sie hätten es längst gethan. So wie man während der Revolution manchem braven Manne dadurch zu

schaden suchte, daß man ihn einen Jacobiner schalt, ohne Beweise für seinen Jacobinismus aufstellen zu können, so machen es die Herren mit mir; und gleich wie damals eine solche unerwiesene Anschuldigung hinreichend war, Leute, die nicht selbst prüfen, gegen einen ehrlichen Mann einzunehmen, so geht es auch mir.

Was mag wohl zuerst die Scheingründe geliehen haben, auf welche jene Schreyer, die oft selbst die unsittlichsten Menschen sind, sich stützen? —

Ich habe in Menschenhaß und Reue eine Ehebrecherin liebenswürdig dargestellt; aber sie wird von den Qualen der bittersten Reue gefoltert — sie ist höchst unglücklich! sie bekennt sogar in der edlen Lüge, daß auch die Verzeihung ihres Gatten ihr die Ruhe nicht wiedergeben kann. Ist das unsittlich? ist es nicht vielmehr eine drohende Warnung.

tafel? Und haben Eulalien's Gewissensbisse nicht würklich mehr als eine Frau zu ihrer Pflicht zurückgeführt? — Mir selbst sind drei solche Beispiele bekannt, wie viele mögen mir unbekannt geblieben seyn. Man stelle mir hingegen nur Ein Beispiel auf, daß eine Frau durch Eulaliens Leiden auf Irrwege verlockt worden, und ich will zusehn, wie mein Schauspiel durch Henkers Hand verbrannt wird.

Göthe hat in seiner Stella die Ehe mit zwei Frauen im Götz eine grelle Buhlschaft aufgestellt; er hat in seinem Werther einen Selbstmörder liebenswürdig geschildert, er läßt in seinen Mitschuldigen eine Frau ihren Liebhaber in der Nacht besuchen; er hat in den Hexen-Scenen seines Faust manches derbe Wort ausgesprochen; und Niemand schilt ihn unsittlich. Schlegel hat irgend wo eine Ehe en quatre proponirt,

und Niemand schilt ihn unsittlich. Müll-ner läßt in seiner Zweiflerin eine Dame ihrem Liebhaber den Antrag thun, daß sie zwar einen Andern heirathen, aber nebenher mit ihm leben wolle, und sein angolischer Kater ist auf eine Zweideutigkeit gebaut; dennoch schilt Niemand ihn unsittlich. Muß ich denn nun nicht glauben, daß man bloß, um mir persönlich weh zu thun, nur aus meinen Schriften jedes verfängliche Wort heraushebt?

Hier und da enthalten meine Schauspiele scherzhafte Anspielungen auf Geschlechtsliebe, und diese werden mir (gewöhnlich von Solchen, die sie am liebsten hören) zum Verbrechen gemacht. Molière ist in dieser Hinsicht sehr viel derber, und nie hat man ihm Unsittlichkeit vorgeworfen. Wenn in Schillers Kabale und Liebe der Präsident fragt: ob sein Sohn auch seine H. — jedesmal rich-

tig bezahlt habe? so ist, nach meinem Bedünken das weit stärker, als alle Scherze, die ich mir jemals erlaubte; dennoch gilt er für den keuschesten Dichter. Meine Anspielungen sind Alle von der Art, daß ein unschuldiges Mädchen sie nicht verstehen wird, und auch eine sittsame Frau dabei nur lächeln kann. Selbst das verschrieenste, und zugleich das beste meiner Lustspiele, der Rehbock, ist blos ein heiterer Scherz, der durchaus keine Veranlassung geben kann, sittsame Frauen und Mädchen auf Irrwege zu führen. Gleich von der ersten Scene an ist der Zuschauer völlig von der Unschuld der Situation unterrichtet, und das Komische, oder, wenn man will, das Zweideutige, liegt blos in der Unwissenheit der spielenden Personen. Ich freue mich, gehört zu haben, daß selbst Göthe dieses Lustspiel mit Wärme in Schutz genommen hat.

Aber gesetzt, es kämen in einiger meiner Stücke Stellen oder Situationen vor, welche eine allzuschüchterne Sittsamkeit beleidigten, warum wird denn immer nur von diesen seltenen Auswüchsen gesprochen? warum denn nie von den vielen meiner Werke, in welchen ich die Tugend im Allgemeinen, oder auch einzelne Tugenden auf das wärmste empfohlen habe? — Ich nenne unter Andern die Versöhnung (die würklich alte Feinde in Freunde verwandelt hat), das Kind der Liebe (das würklich einem hülflosen Unglücklichen seinen Vater wiedergab), Ubaldo, falsche Schaam, die Verläumder, Lohn der Wahrheit, die Stricknadeln, die deutsche Hausfrau, den Brief aus Cadix, den Opfertod, das Epigramm, den Ruf, das Schreibepult ꝛc. ꝛc. Athmen sie nicht Alle die reinsten Grundsätze der Moral? Wer hat sie spielen sehn ohne Erregung sitt-

licher Gefühle? und warum erwähnt man ihrer nicht? — weil Haß und Neid nur das Böse hervorklauben, das Gute verkleinern, am liebsten mit Stillschweigen übergehn. Sie fühlen nicht, daß sie auf diesem Wege doch nichts gegen mich ausrichten, und nun seit einem Menschen-Alter nichts ausgerichtet haben. Sie schämen sich auch nicht, denn sie schleichen verkappt in den Tagesblättern herum. Littera non erubescit. Wenn sie aber einmal genöthigt würden, statt eines Buchstabens ihren Namen hinzuschreiben, wie dann? —

Bisweilen hat mich auch wohl eine Art von Verdruß angewandelt, wenn ich las, und immer wieder lesen mußte, daß man mich mit Iffland zusammenstellte. Nicht als ob ich Ifflands Verdienste nicht erkennte und schätzte, oder als ob es mich unrühmlich dünkte, meinen Namen neben dem Seinigen

[illegible] zu hören; sondern weil die Zusammenstellung durchaus falsch, der Charakter meiner Stücke und der seinigen durchaus verschieden ist. Iffland beschränkte sich allein auf Darstellung häuslicher Verhältnisse, und drehte sich dabei in einem engen Kreise herum. Ich habe freilich auch mitunter häusliche Verhältnisse geschildert, aber in den wenigsten meiner Stücke, die bei weitem größere Zahl hat ganz andere Zwecke. Ich nenne zum Beispiel Octavia, den Schutzgeist, Rudolph von Habsburg, Gustav Wasa, Bayard, Hugo Grotius, die Hussiten vor Naumburg, Johanna von Montfaucon, die Kreuzfahrer, den Grafen von Burgund, Ubaldo, die Sonnenjungfrau, Rolla's Tod rc. rc. eine Gattung von Schauspielen, welche Iffland hervorzubringen sich nie geneigt fühlte. Eben so wenig hatte, oder zeigte er Talent für das eigent-

liche Lustspiel, und Stücke wie die deutschen Kleinstädter, die beiden Klingsberge, den Rehbock, den Wirrwarr, die Pagenstreiche, u. s. w. hat er nie geschrieben. Woher kommt es denn, daß man, um Dichter einer gewissen, sehr beschränkten Gattung anzudeuten, immer Kotzebue und Iffland zusammenstellt? — Das kommt daher, weil man eben diese Gattung gern als untergeordnet bezeichnet, und weil man eben so gern die Gelegenheit ergreift, alle meine Stücke in Bausch und Bogen in eine untergeordnete Classe zu setzen.

In No. 228 der jenaischen Litteratur-Zeitung vom Jahre 1816 hat ein gewisser Herr T — a die Backen sehr vollgenommen, also sprechend:

„Herr v. Kotzebue hat durch seine dra-„matischen Arbeiten überhaupt und durch sei-

„ne dramatischen Almanache insbesondere,
„allbekanntlich, den Verfall der Dar=
„stellungskunst und der Bühne in Deutschland
„herbeigeführt. Er ist es, der durch seine
„Frivolitäten, durch glänzende, aber ge=
„haltlose Witzspiele, durch Concetti's und
„Trivialitäten, ja nicht selten durch un=
„anständige Zweideutigkeiten seinen beson=
„ders kleineren Stücken für ein ungebildetes,
„oder zum Theil unsittliches Publikum einen
„ephemeren Reiz verlieh, der zwar die
„Theater=Cassen augenblicklich füllte, aber
„den reinen Geschmack, das wahre ästhetische
„Gefühl gänzlich ertödtete, und diesen, so
„wie zugleich der dramatischen Kunst und
„den Sitten, unheilbare Wunden schlug."

Das heißt doch wohl das Kind mit dem Bade verschütten? — Ich will den geehrten Verfasser nicht daran erinnern, daß vier fremde Worte in einer einzigen Periode dem

guten Geschmacke eben nicht zusagen, denn er könnte mir antworten: es sey sein Geschmack und sein Geschmack sey der einzig gute; ich will ihn blos versichern, daß seine komische Tirade mir ein Lächeln entlockt hat. Wir wollen sie doch ein wenig näher beleuchten.

Er setzt voraus, daß in Deutschland die Darstellungs-Kunst und die Bühne in Verfall gerathen seyen. Diese Voraussetzung muß vor allen Dingen bewiesen werden; denn wenn etwa der Verfall gar nicht da wäre, so konnte ich auch nicht Schuld daran seyn. Dieser Verfall ist nach seiner Meinung vorhanden, seitdem ich für die Bühne schreibe, also seit 1788. Worin besteht er denn? hat es etwa seit den letzten 25 Jahren weniger gute Schauspieler gegeben als vorher? — Das ich nicht wüßte. Schröder, Iffland, Fleck, Brockmann,

eine Bethmann u. s. w. haben während dieser Zeit geglänzt, und sich vielfältig, besonders in meinen Stücken ausgezeichnet. Auch jetzt noch glänzen Devrient, Wolf, Eßlair, Koch und viele mir unbekannte. Was will denn also der Kläger mit seinem Verfall der Darstellungs-Kunst? — In großer Menge haben die trefflichen Schauspieler nie existirt, am wenigsten vor meiner Zeit. Also muß ich den Kläger bitten, mit seinen Beweisen hervorzurücken, und, wenn es ihm zu beweisen gelingt, dann erst stehen wir an der Frage: in wie weit ich es verschuldet habe?

Eben so wenig, scheint es mir, habe die deutsche Bühne Rückschritte gemacht, wenn von den Werken die Rede ist, die für dieselbe geschrieben worden. Schiller, Collin, Iffland Müllner, und noch so manche Andere, haben sie zu meiner

Zeit bereichert. Sie ist vor meiner Zeit
mehr bereichert worden, denn auch die gu
Dichter sind zu allen Zeiten selten. Wo ist d
da Verfall? — Man hat das Wort j
sehr oft im Munde, aber ich möchte kühn
haupten: man weiß gewöhnlich selbst ni
was man dabei denkt. Unsere Recensenten
ben immer das Vergangene, damit sie n
nöthig haben, das Gegenwärtige zu loben.

Das Einzige, was seit 25 oder 30 J
ren der deutschen Bühne großen Scha
thut, das Einzige, was ihren Verfall w
lich herbeiführt, sind die Spektak
Opern und Spektakel-Stücke. D
verderben den reinen Geschmack, verwöh
das Publikum an sinnliche Genüße; nöthi
die Direktionen zu ungeheuren Ausgab
zwingen sie, das eigentliche Schau- und L
spiel zu vernachläßigen und das Geld,
mit sie einen ausgezeichneten Schauspi

hätten besolden können, lieber an einen Menschen zu wenden, der singen, aber nicht sprechen und gewöhnlich auch nicht stehen und gehen kann. Ferner rauben die Opern und Spektakelstücke so viele Zeit zum Einstudiren und Einüben des Mechanischen, daß für die Kunst-Proben zu wenig Zeit übrig bleibt. Man muß selbst eine Bühne verwaltet haben, auf welcher fünf-, oder auch nur drey- und viermal wöchentlich gespielt wurde, um zu wissen, wie oft man mit den Proben ins Gedränge kommt. Zum Einstudiren einer neuen heutigen Oper heischt der Musik-Director deren zwanzig bis dreißig, wobei nicht allein die eigentlichen Sänger gegenwärtig seyn müssen, sondern (wenn ich ein paar der größten Bühnen ausnehme) fast immer das ganze Personal von nöthen ist. Die Märsche der Statisten, ihre Gefechte u. s. w. müssen abermals häufig probirt werden, und nicht selten wird auch

durch das Aufstellen der Decorationen ein ganzer Morgen geraubt.

Um den Impressario vollends in angustia zu versetzen, begehrt das Publikum jetzt fast täglich etwas Neues, und besucht auch gute Stücke, die aber ohne Spektakel sind, höchstens zwei oder dreimal. Wo soll da die Zeit herkommen, um der Kunst zu geben, was ihr gehört? Auf solche Weise müssen die Bühnen oft Fabrik-Arbeit liefern.

Mit dem innigsten Vergnügen erinnere ich mich der trefflichen Bühne zu Weimar in den Jahren 1771 und 72, unter Eckhofs Leitung. Die Zahl ihrer Mitglieder war kaum ein Dutzend; aber sie gab vollendet Lessings Meisterwerke, und Alles, was zu jener Zeit an Originalen oder Uebersetzungen Gutes vorhanden war. Sie gab auch die Weissischen Operetten, die jeder Zuschauer

mitsingen konnte, und die, wenn sie auch den wenigen Musik-Kennern keinen so hohen Genuß gewährten, als unsere heutigen Opern, doch im Ganzen dem Publikum mehr Vergnügen machten. Sogar ein recht artiges Ballet war mit dieser Gesellschaft verbunden, und Alles das unterhielt die treffliche Herzogin Amalia blos auf eigne Kosten, das Publikum gab nichts dazu, die Billette wurden gratis vertheilt. Welcher Fürst könnte jetzt diese edle Freigebigkeit nachahmen? — Was die Herzogin damals mit 12 oder 15000 Rthlr. bestritt, würde jetzt, Dank sey es den Opern und Spektakel-Stükken, fünf- oder sechsmal mehr kosten; Eckhof würde, um die Jungfrau von Orleans zu besetzen, seine Gesellschaft verdreifachen müssen, und doch keine Zeit haben, den Vorstellungen jene Rundung und Vollendung zu verleihen, durch welche sie damals sich auszeichneten.

Mögten immerhin die jetzigen Sinnenspiele ihr Wesen treiben, sie würden der Kunst unschädlich seyn, wenn Deutschland, wie Paris, verschiedene Bühnen für verschiedene Gattungen hätte. Dort bewahrt das theatre français das reine Lust- und Trauerspiel, die große Oper läßt trällern und tanzen, das theatre feydeau giebt komische Opern, die Porte St. Martin Spektakel-Stücke u. s. w. Wir aber wollen Alles auf Einem Theater sehen, und so haben wir denn auch Alles, aber nichts rechtes.

Wer ist denn nun Schuld an dem Verfall, der durch diese Ursachen herbeigeführt wird? — Auch ich habe einige Spektakel-Stücke geschrieben, aber hat Schiller es nicht gethan? — ich weiß, daß selbst in Berlin Viele seine Jungfrau von Orleans nur besuchen, um den prächtigen Krönungs-Zug zu sehen.

Soll diesem Unwesen gesteuert werden,

so ist kein anderer Rath, als daß ein gebildetes Publikum sich entschließe, nicht drei oder vier schlechte Theater in Einem, sondern nur Ein gutes Theater zu besitzen; daß es dem Opern- und Spektakel-Wust entsage, und seinen Genuß auf Lust-, Schau- und Trauerspiel beschränke. Dann darf es an die Direction die Forderung machen, daß jede Vorstellung ihm wahren Kunst-Genuß gewähre: dann wird es auch der Direction nicht an Zeit fehlen, den nöthigen Fleiß darauf zu wenden, und nicht an Mitteln, Künstler, nicht Handwerker, zu bezahlen. So lange es aber bleibt wie jetzt, so lange werden wir Stück- und Flickwerk sehn. Berlin müßte und könnte hier mit gutem Beispiel vorgehen; Berlin müßte ein zweites Theater errichten, alle Sinnenspiele auf dasselbe verbannen, und seinen alten Musentempel blos der dramatischen Kunst widmen. Wien hat bereits etwas Aehnliches gethan,

und wenn nicht andere Hindernisse im Wege stehn, so ist nicht zu zweifeln, daß Wien die kunstgerechteste Bühne in Deutschland besitzen werde.

Ich glaube bewiesen zu haben, daß weder Dichter noch Schauspieler den gerügten Verfall veranlassen, sondern daß er einzig durch obige Ursachen herbeigeführt wird. Jetzt verleitet mich jener sprudelnde Ausfall in der jenaischen Litteratur-Zeitung zu einem Wagestück; ich will nämlich mich selbst beurtheilen; ich will untersuchen, welcher Rang mir als dramatischer Dichter gebührt. Dazu gehört erstens der feste Wille, keine Nachsicht gegen mich zu üben. Den glaube ich in meinem 56sten Jahre erlangt zu haben. Zweitens die Betrachtung meiner Werke, als ob sie fremde wären. Auch das glaube ich zu können, da die Meisten derselben, die ich in mehr als zwanzig Jahren weder gele-

sen noch spielen sehe, mir würklich fremd geworden. Daß ich überhaupt ein Schauspiel beurtheilen könne, bilde ich mir ein.

Ich habe einige hundert Schauspiele geschrieben; es ist daher kein Wunder, wenn, wie unter den noch zahlreicheren Werken des Lopez de Vega, auch manches mittelmäßige oder wohl gar schlechte sich befindet. Ich fange damit an, ein Drittel, oder wenigstens ein Viertel meiner Schauspiele zu perhorresciren; ich mag sie gar nicht geschrieben haben, wenigstens nicht so, wie sie jetzt sind, und sollte ich jemals den günstigen Augenblick finden, eine Sammlung meiner dramatischen Werke zu veranstalten, so würden jene Verstoßenen entweder gar nicht, oder doch in einer ganz andern Gestalt in derselben erscheinen. Allein mich dünkt, wenn die übrig bleibenden das Verdammungs-Urtheil nicht zu theilen verdienen, so sey das noch

immer genug, um mir eine Ehrenstelle unter Deutschlands dramatischen Dichtern zu bewahren.

Welche Eigenschaften Anspruch auf diesen Titel geben, will ich nach meiner Ansicht entwickeln. Die erste ist eine lebhafte Einbildungskraft. Diese besitze ich, oder habe sie doch besessen. Durch sie muß die Einbildungskraft des Zuschauers erregt werden, ohne welche Erregung kein Stück sich auf der Bühne erhalten kann. Man nehme zum Beispiel Göthe's natürliche Tochter (deren Vortrefflichkeit in anderer Hinsicht ich übrigens nicht bezweifeln will). Sie ermangelt des Zaubers der Einbildungskraft und wird nie auf der Bühne gefallen. Jener Zauber ist es, durch den besonders Shakespear noch jetzt herrscht und, und bei veränderter Form, ewig herrschen wird.

Ein Dichter, dem das Glück zu Theil werden soll, noch auf den Bühnen der Nachwelt zu erscheinen, bedarf dazu keiner andern Eigenschaft, als einer blühenden Einbildungskraft. Die Schöpfungen derselben sind die einzigen, die für die Bühne fortleben, wenn gleich ungestaltet. Man frage sich nur, wodurch man an ein gutes Schauspiel sich gefesselt fühlt? Sind es nicht immer Bilder, die vor der Seele schweben? bewegliche Gemälde? — Gleichen sie nicht ganz denen, die der Historien-Maler uns liefert? Der bei Zusammensetzung historischer Gemälde fürwahr auch ein dramatischer Dichter seyn muß. — Es giebt keine schöne Kunst, die so die Einbildungskraft in Anspruch nähme, als die dramatische. In dieser besteht ihr höchster Genuß. Was der Verstand, was die Sprache hinzufügen, sind nur Hülfs-Künste, nur Schmuck, welcher verwittert; sie dienen nur der Form.

Doch eben die Wahl einer ansprechenden Form ist das zweite Erforderniß eines guten dramatischen Dichters. Nur bilde er sich nicht ein, durch die Form auf die Nachwelt zu kommen; denn sie ist der Mode unterworfen. Durch welche Verhältnisse der Völker, unter sich oder zu ihren Nachbarn, durch welche Geistes-Anlagen oder Ausbildungen, diese Mode entsteht und wechselt, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; genug es ist so; und alle diejenigen dreschen leeres Stroh, die uns veraltete Formen wieder aufdringen wollen, wären es auch griechische. Wir haben ja erlebt, wie es zum Beispiel mit den Chören gegangen, sogar als Schiller sie mit allem lyrischen Prunk ausstattete. Dasselbe ist den Formen Shakespears und Calderon's wiederfahren. Diejenigen, welche so eifrig darauf bestehen, die Griechen, die Spanier, die Britten, nur in ihren alten Formen auf-

unsere Bühne zu bringen, bedenken nicht, wie viel Zeit und Mühe es sie selbst gekostet hat, sich in diese Formen hinein zu studiren, und ihnen Geschmack abzugewinnen; sie bedenken nicht, daß sie gleichsam erst Zeitgenossen von Shakespear und Calderone haben werden müssen, und daß es ganz unmöglich ist, ein Publikum in drei Stunden zu dem zu machen, worauf sie selbst Jahre verwandt haben; zumal wenn dieses Publikum mit Recht fragt: warum es sich an eine andere Form gewöhnen solle? da die jetzige in diesem Augenblicke alles Erforderliche leistet?

Die dritte nothwendige Eigenschaft eines guten dramatischen Dichters ist Gedanken-Fülle, und die vierte, die Kunst sie kräftig auszudrücken, die Sprache; doch beide sind gleichfalls der Veraltung unterworfen. Man würde sehr irren, wenn

man glaubte, gute Gedanken veralteten nicht. Ein schöner Gedanke, der heute ein ganzes Publikum electrisirt, wird nach hundert Jahren durch öfteres Wiederholen trivial. Als Hamlet zum Erstenmal in London und auch bei uns die Worte sprach: „Seyn oder nicht seyn, das ist die Frage," da wurde das ganze Publikum mächtig ergriffen; jetzt gefallen sie zwar noch, aber sie erschüttern nicht mehr. Man hat sie zu oft gehört. Ich habe mit Fleiß jenen glänzenden Monolog gewählt; wenn das am grünen Holz geschieht, was wird am dürren werden?

Allein noch weit mehr als die Gedanken steht die Sprache unter dem eisernen Scepter der Zeit. Welche Umgestaltung haben wir in der unsrigen seit ein paar Menschenaltern erlebt! Und man glaube doch ja nicht, es werde dabei sein Bewenden haben. So lange eine Sprache lebendig ist, verändert

sie sich auch, trotz allen Academien, die sich selbst mit verändern. Was uns heute wohlklingend scheint, wird in hundert Jahren rauh und unbeholfen seyn und von unsern Enkeln gelesen werden, wie wir den Lohenstein lesen.

Daraus scheint mir zu folgen, daß alle die jetzt vorhandenen Schauspiele, deren Werth nur auf Form und Sprache beruht, in hundert Jahren, vielleicht noch viel eher, ganz verschwunden seyn werden; diejenigen, die zugleich Gedanken-Fülle enthalten, werden allerdings länger bestehen; aber man wird sie auch nicht spielen, sondern nur aus ihnen schöpfen. Nur diejenigen, welche einer lebendigen Einbildungs-Kraft sich erfreuen, werden fortleben in ewige Zeiten. Aber auch nicht so, wie sie jetzt sind; man wird die Form ihnen abstreifen, die Sprache umgestalten; kurz man wird ein

neues Geschöpf bilden, aber es beleben durch jenen unsterblichen Funken.

Nach meinem Gefühl war Schiller der größte Meister in der dramatischen Sprachkunst. Etwas Kräftigeres, Gediehneres kenne ich nicht. Weit weniger zeichnet er sich durch neue Gedanken aus. Man streife vielen der glänzendsten derselben das Gewand der Sprache ab, und man hat sie tausendmal gehört. Also wird durch eine Eigenschaft, die uns jetzt so sehr entzückt, Schiller nicht auf die Bühnen der Nachwelt kommen, denn auch seine Sprache wird veralten. Man wird ihn lesen, vielleicht studiren, aber nicht spielen; zumal da auch seine Formen zum Theil gar nicht geeignet sind, eine lange Dauer zu versprechen. Die meiste Einbildungskraft hat er in den Räubern gezeigt, und darum werden die Räuber, obgleich in anderer

Hinsicht eines seiner schlechtesten Werke, doch nie untergehn, sondern in veränderter Gestalt noch Millionen unserer Enkel ergötzen.

Jedermann führt das Sprüchwort im Munde: der Geschmack ist verschieden; aber keiner will dem Andern einen verschiedenen Geschmack auch zugestehen, sondern Jeder begehrt, der Andere soll den seinigen haben, und dies Begehren wird mit einer Heftigkeit, mit einer Intoleranz ausgesprochen, die jedes rechtliche Gemüth empören.

Mich dünkt, man könne die Schauspiele in verschiedene Gattungen theilen, deren jede friedlich neben der Andern bestehen kann, weil jede ihr Publikum finden wird. Wen der Wohllaut der Sprache entzückt, der höre Schillers Braut von Messina; wer in Gedanken schwelgen will, der höre

Göthe's natürliche Tochter; wen fremde Formen ergötzen, der sehe den standhaften Prinzen; wer in aufgeregter Einbildungskraft Genuß findet, der besuche die Jungfrau von Orleans. Alle Gattungen sind gut, wie schon Voltaire sagte, die langweiligen ausgenommen.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ich des Lust- und Schauspiels gar nicht gedenke; man wird vielleicht sagen, der Witz, ein Hauptbestandtheil des Lustspiels, bilde eine eigne Gattung. Aber der Witz ist ein Gedanken-Spiel, veraltet auch mit der Sprache, und Einfälle, über die wir vor funfzig Jahren uns krank gelacht hätten, entlocken jetzt uns kaum ein Lächeln. Man lese z. B. Rabener. Viele seiner besten Einfälle, die damals neu waren, sind uns seitdem so oft, und in so mancherlei Formen wieder aufgetischt worden, daß sie uns jetzt alltäglich

vorkommen. Der Witz ist folglich auch nur eine Hülfs-Kunst, und Lust und Schauspiele empfangen ihr eigentliches Leben, wie alle übrigen, auch nur von der Einbildungskraft. Möge ein Lustspiel immerhin von Witz übersprudeln; wenn es keine Bilder vor die Seele schiebt, so wird es sich doch nur so lange erhalten, als der Witz dem Publikum witzig vorkommt. Die Einbildungskraft hingegen braucht nicht zu fragen: „Ihr Zuschauer, habt Ihr Euch verändert? redet Ihr noch dieselbe Sprache? ergötzen Euch noch dieselben Gedanken?" denn die Menschen besitzen seit Adam immer dieselbe Einbildungskraft, und wenn man nur versteht, sie zu erregen, finden wird man sie gewiß.

Man pflegt auch Menschen-Kenntniß zu den Erfordernissen eines dramatischen Dichters zu zählen, weil er, wie man glaubt, nur durch diese in den Stand gesetzt werde,

Charaktere treu zu zeichnen, den Gang der Leidenschaften treu zu schildern, u. s. w. Allerdings ist sie unentbehrlich, aber sie wird eben so wenig erworben, als die Einbildungskraft. Man hat mir oft das Kompliment gemacht, ich besäße viel Menschen-Kenntniß, müsse die Menschen fleißig beobachtet und studirt haben, als wozu vermuthlich mein Schicksal, meine Lage mir häufige Gelegenheiten dargeboten hätten. Das ist irrig. Zwar glaube ich selbst, einen ziemlich hohen Grad von Menschen-Kenntniß zu besitzen, allein ich habe sie nicht erlangt, sie ist mir angeboren, ich halte sie für einen menschlichen Instinkt, den Einer mehr, der Andere weniger, oft der Ungebildete, in höherem Grade besitzt, als der Gebildete; einen Instinkt, den man allenfalls durch Uebung schärfen, aber nicht erwecken kann, wem die Natur ihn versagte. Sein Element, oder seine Quelle, ist auch die Einbildungskraft, sie, die eine

eigne Welt in sich trägt, und ohne fremde Hülfe ihre Geschöpfe richtig zeichnet, ja, die wohl gerade dann, wenn fremde Hülfe sich ihr aufdringt, ihre Zeichnungen verhunzt, wie mir selbst bisweilen wiederfahren ist. Der roheste Mensch, mit Einbildungskraft begabt, so wenig er auch sonst mit der Außenwelt in Berührung gekommen seyn mag, wird in der Noth gewiß die rechten Worte und Geberden wählen, um diejenigen zu gewinnen, die ihm helfen, oder die ihn schonen können, wenn er auch nie zuvor in einer ähnlichen Situation sich befand, oder sie bei Andern beobachtet hatte, denn seine Einbildungskraft zeigt ihm auf der Stelle in einem Gemälde das, was ihm eben wiederfährt; und was geschehen muß, welche Stellung in dieser Gruppe er selbst annehmen muß, um die übrigen Personen derselben zu seinem Vortheil zu gruppiren.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie

es doch zugegangen, daß ich häufig in meinen Stücken Bösewichter mit treffenden Zügen geschildert habe. Ich selbst bin kein Bösewicht, und habe Gott sey Dank auch in meinem Leben nur wenige Bösewichter gekannt; noch weniger sie beobachtet. Folglich hat nur jener geistliche Instinkt mir den Pinsel geliehen. Dasselbe gilt von Helden-Rollen, und noch von so manchen andern, die ich im Leben weder gespielt noch studirt habe. Ich mögte wissen, ob ein Mahler, der den Satan abbildet, oder irgend ein anderes Ideal, die Züge desselben aus Beobachtungen schöpft? oder ob nicht vielmehr ihm, wie dem Dichter, die Einbildungskraft diese Züge liefern müsse?

Alle diese fragmentarischen Betrachtungen mußte ich voraussenden, um ein Urtheil über mich selbst, als dramatischen Dichter, zu begründen.

Ich habe es schon gesagt: ich glaube, daß die Natur mir ein reiches Maaß von Einbildungskraft beschieden hat. In den meisten meiner Schauspiele ist sie unverkennbar. Darum bin ich überzeugt, wenn in funfzig Jahren auch kein einziges mehr davon gespielt werden sollte, so werden doch die Dichter der Nachwelt noch oft meine Pläne benutzen, öfter noch einzelne Situationen heraus heben, und ihr Publikum dadurch vergnügen. Der Probierstein in dieser Hinsicht ist: man entkleide ein Schauspiel von seiner Form und Sprache, man fasse es in eine kurze Erzählung, und wenn auch dann noch, in solcher Skizze, die Einbildungskraft des Zuhörers ein ergreifendes Bild erfaßt, so wird dieses Schauspiel nicht untergehn. So ist's mit Hamlet, Lear Macbeth u. s. w. So ist's auch mit vielen der Meinigen, doch bei weitem nicht mit Allen. Wohl aber mögten in jedem (das perhorrescirte Drittel oder Vier-

fel ausgenommen) sich wenigstens Situationen finden, die jene Probe nicht scheuen dürfen, und mehr kann ein Unbefangener ja nicht einmal von Schiller behaupten. Man versuche es einmal, seiner mit Recht gepriesenen Jungfrau, nicht einmal die Form, nur die Sprache abzustreifen, so wird sie der Einbildungskraft des Zuhörers kein ganzes Gemälde, sondern nur viele einzelne, zum Theil recht schöne Gruppen liefern, die er aber nicht in ein Ganzes zu ordnen vermag, nicht mit Einem Blicke fassen kann, und darum unbefriedigt bleibt. Hingegen liefert Müllner's Schuld ein solches Gemälde, sein Yngurd weniger. Was die Form meiner Schauspiele betrift, so mag sie freilich nur in unsere Zeit passen. Ich schmeichle mir nicht im mindesten mit der Hoffnung, daß diese Form sich lange erhalten werde. Daß sie aber jetzt ansprechend war, hat der allgemeine Beifall bewiesen.

Die Exposition ist meistens gut; ich habe diese Kunst in Lessings Werken studirt. Die meisterhafteste Exposition, die ich kenne, ist die der Emilia Galotti. Jeder junge dramatische Dichter sollte sie zu einem besonderen Studium wählen.

Die Verkettung der Scenen ist in meinen Schauspielen oft fehlerhaft, und es giebt wenige derselben, in welchen nicht langweilige, oder müssige Scenen vorkämen. Auch ist, besonders in den früheren, der Wechsel des Komischen mit dem Tragischen oft viel zu grell. Auch Shakespear hatte diesen Fehler, den man nicht nachahmen sollte.

Die Charakter-Zeichnung ist richtig, so lange mir der Witz keinen Streich gespielt hat. Aber leider ist mir oft wiederfahren, daß ich einen witzigen Einfall nicht habe unterdrücken können, wenn er auch in

dem Munde dessen, der ihn sagen mußte, gar nicht an seiner rechten Stelle war, folglich die Charakter-Zeichnung verdarb. Ich erkenne daher den Vorwurf als gerecht, daß nicht selten aus meinen Personen der Verfasser spricht.

Den Witz gestehen mir sogar meine Feinde zu. Schade nur, daß ich ihn nicht für Gedanken-Fülle geltend machen kann, denn er ist nur ein Gedanken-Spiel. An jenen sind meine Schauspiele, wenn nicht arm, doch auch nicht reich. Die früheren widerstehen bisweilen durch Empfindelei, vor dreißig Jahren eine Seuche, die auch mich angesteckt hatte.

In Kraft und Gediegenheit der Sprache stehe ich Schillern und Andern weit nach, selbst in der Octavia und im Schutzgeist, auf welche ich in dieser Hinsicht den meisten

Fleiß verwandt habe. Ich weiß wohl, daß, um den Zuschauer das größtmögliche Vergnügen durch die Sprache zu gewähren, man die größtmögliche Anzahl von Gedanken in die wenigstmöglichen Worte wohlklingend einzwängen muß, weil der Zuhörer unbewußt um so höheren Genuß empfindet, je kürzer der Zeitraum ist, in welchem er ihm dargeboten wird, denn der Geist will immerfort in Thätigkeit bleiben, und je ununterbrochener diese Thätigkeit ist, je behaglicher fühlt er sich. Darum widerstehen ihm die wäßrigen, mit Flickworten überladenen Jamben so sehr, und darum ist ein Jambe nur dann vortrefflich, wenn man von seinen fünf Füßen keinen wegstreichen kann, ohne den Gedanken unvollkommner zu machen. Das hat Schiller sehr gut gefühlt, und lieber häufig einen holprigten, schlecht oder gar nicht skandirten Jamben mit unterlaufen lassen, ehe er sich entschloß, die Zeit zu ver-

fingern, in welcher er dem Zuhörer den Gedanken vor die Seele schieben wollte.

Wie gesagt, er war Meister in dieser Kunst, und ich habe vergebens gestrebt ihn zu erreichen. Auch scheint es mir, daß Müllner mich darin übertreffe, nicht aber der viel zu hoch gepriesene Collin u. s. w. Meine Prosa möchte eher sich mit jeder andern messen dürfen, und im Dialogisiren ist mir keiner überlegen.

So habe ich denn das Urtheil über mich selbst kühn ausgesprochen. Ich stelle mir vor, daß meine Feinde es lesen, und meine, wenn sie ehrlich sind, so werden sie sich selbst gestehen müssen, daß ich Recht habe, auch in dem, was ich an mir für lobenswerth halte. Freilich, wenn ich den wackern Herrn T—a höre, so bestehen meine Stücke blos aus Frivolitäten, Concetti's, Trivialitäten und Zwei-

deutigkeiten; aber ich denke, wenn das wahr wäre, so würden die europäischen Nationen doch nicht sammt und sonders Gefallen daran finden? Nicht Eines, sondern viele, und fast alle meine Schauspiele sind in das Englische, Französische, Holländische, Italienische, Russische, Schwedische, Dänische, Polnische, manche in das Spanische, Portugisische, Ungarische, Böhmische und Eins sogar in's Neugriechische übersetzt. Nun bitte ich den braven Herrn T — a mir zu sagen, ob es wohl denkbar sey, daß alle diese Nationen durch deutsche Frivolitäten hingerissen werden, daß alle diese Nationen an deutschen Concetti's und gehaltlosen Witzspielen Geschmack finden, die ohnehin sich selten übersetzen lassen? daß alle diese Nationen Zweideutigkeiten lieben? daß das Publikum jeder dieser Nationen ungebildet, oder zum Theil unsittlich sey? — Sollte ich nicht vielmehr ganz Recht

haben, wenn ich mir einbilde, daß der Beifall, welchen meine Stücke in Madrid wie in Boston, in Paris wie in Moskau eingeerndtet, blos dem Umstande zu verdanken sey, daß sie durch lebhafte Einbildungskraft wiederum die Einbildungskraft aller Völker erregen? —

Fremde Nationen sind für den Dichter schon eine Art von Nachwelt; denn in der Fremde wird seinem Werken die Sprache, und zum Theil auch die Form abgestreift; der Uebersetzer behält nur dasjenige bei, wovon er weiß, daß es auf sein Publikum würken werde: die lebendigen Gemählde, die, gleich den Schöpfungen des Mahlers, jede Nation versteht und fühlt. Darum hat Schiller in Uebersetzungen weniger Glück gemacht als ich; man hat ihm die Sprache und mit ihr den größten Reiz seiner Dichtungen genommen.

Sollte es wohl überhaupt möglich seyn, durch Frivolitäten, Trivialitäten u. s. w. ein Publikum ein ganzes Menschen-Alter hindurch zu fesseln? — Zwar versichert der wackere Herr T—a, meine Stücke hätten nur einen ephemeren Reiz. Es kommt freilich darauf an, was er ephemer zu nennen beliebt? in Gottes Augen ist ein Jahrtausend ephemer; wir arme Sterbliche hingegen haben bisher uns eingebildet, daß die Werke eines Dichters, die seit dreißig Jahren auf allen Bühnen gern gesehn werden, doch wohl nicht zu den ephemeren gezählt werden können. Der ehrliche Herr T—a nehme nur einmal die Repertoirs der deutschen Bühne zur Hand, die der Herr Hofrath Winkler in Dresden monatlich heraus giebt, und zähle, wie viele meiner alten und neuen Stücke monatlich in Deutschland gespielt worden sind; er wird genöthigt seyn ein unwilliges Erstaunen zu äußern.

Ach! das ist ja eben meine Unglück, wenn ich vergessen wäre, so würden die Herrn mich wohl zufrieden lassen. Aber, daß ich ihnen selbst noch immer im Wege stehe, das ist mir nicht zu verzeihen. Ich mögte wetten, daß auch Herr T—a sich als dramatischer Dichter versucht, und das Publikum seine Werke nicht mit Entzücken aufgenommen hat; was kann er anders glauben, als daß die dramatische Kunst in Verfall gerathen ist? Und an wem kann er sich rächen: „am Publikum? das geht nicht. Aber an mir,“ das ist leichter. Frisch die Feder in Galle getaucht! —

Wenn Herr T—a die Güte haben wollte, sich zu nennen, so würde das ohne Zweifel von großem Nutzen seyn. Er bedenke doch nur, daß Niemandem zugemuthet werden kann, einem Ungenannten auf sein Wort zu glauben, wenn er mit Einem Federstriche ein paar hundert Werke vernichtet, die dem

Publikum so oft Vergnügen gewährt haben und noch gewähren; zumal in einer Litteratur-Zeitung, wie die jenaische, die in diesem Fache so viele seichte, und fast immer partheyische Urtheile liefert. Allein wenn Herr T—a sich nennt, so wird ohne Zweifel ein großer Nahme, durch allgemein geschätzte Werke gewonnen, dem Publikum imponiren, und er folglich seinen Zweck weit sicherer erreichen. Es ist ihm doch wohl ehrlich darum zu thun, den Verfall der dramatischen Kunst, so viel in seinen Kräften steht, zu hemmen? Das kann aber nicht geschehen durch eine unbekannte Stimme, die aus einem finstern Winkel schreit. Er trete hervor an's Licht! Im Namen des Publikums und in dem meinigen ersuche ich ihn höflichst darum, und verspreche, ihn so ehrerbietig zu empfangen, wie es einem Manne von so anerkannten Verdiensten geziemt. Sollte er diese freundliche Einladung nicht achten, so wollte er be-

denken, daß es mir und dem Publikum nicht zu verargen wäre, wenn wir im Stillen die Vermuthung hegten, daß sein Herz, wie seine Feder nicht rein und lauter seyen.

Dann würde ich ihn auch fragen: wo die unheilbaren Wunden sind, die ich den Sitten geschlagen? — Wenn ich den heillosen Einfluß ausnehme, den die französischen Greuel seit 25 Jahren auf unsere Sitten gehabt, so wüßte ich nicht, daß sie jetzt mehr Wunden an sich trügen, als zu der Zeit, da ich zu schreiben begann.

Dann würde ich ihn auch fragen: woher er denn weiß, daß ich meine Stücke meist aus Canevas des théatre italien zusammen getragen habe? indem, soviel mir bewußt, auch nicht ein einziges sein Daseyn diesem verdankt.

Dann würde ich überhaupt ihn bitten, mich nicht durch allgemeine Andeutungen zu schonen, sondern nur die Beweise derb in's Gesicht zu sagen, nehmlich: Da hast du eine Trivialität, dort eine Frivolität in jedem deiner Stücke dir zu Schulden kommen lassen. Gewiß fühlt der wackere Herr T — a so gut als ich, wie viel seine Behauptungen dabei gewinnen werden, und wenn es ihm auch nicht gelingen sollte, mich zu bessern, so wird er doch das Publikum dadurch überzeugen, daß er nicht etwa aus Scheelsucht blos ins Gelag hinein geschwazt hat; ein Argwohn, der sich um so leichter des Lesers bemächtigen könnte, da die hochbelobte Recension nicht einmal Eines meiner Werke betrift, sondern Müllners Almanach für Privatbühnen, und ich nur bei den Haaren herbeigezogen werde. Die Absicht ist offenbar, Müllners Almanach auf Kosten des meinigen zu er-

heben und wie der edle Herr T — a sich sehr fein ausdrückt, „die Kotzebueschen Possen und sentimentalen Farcen zu verdrängen.“

Ich kenne und schätze Herrn Doctor Müllner genug, um überzeugt zu seyn, daß es ihm selbst nicht angenehm ist, auf Kosten eines ältern Dichters gelobt zu werden, dem er selbst freundliche Beweise von Achtung gegeben. Er bedarf solcher Künste nicht; unsere Almanache können sehr gut neben einander bestehen. Der meinige hat seit vierzehn Jahren vielen Tausend Privatgesellschaften angenehme Stunden gewährt. Ich wünsche aufrichtig, und zweifle auch nicht daran, daß es Herrn Docter Müllner gelingen werde, sein Publikum eben so lange zu fesseln. Daß der meinige unter mehr als 80 Kleinigkeiten auch viele mißlungene enthält, will ich gar nicht bestreiten; allein mit aller Achtung für Herrn Müllners Verdienste, glaube ich doch, daß es ihm nicht besser gehn

werde. Die Musen sind auch ihren Lieblingen nicht immer günstig.

Ich wünsche ihm auch ferner von Herzen, daß er immer so milde beurtheilt werden möge, als hier geschehen. Herr T—a nehmlich äußert: „natürlich dürfe bei solchen Kleinigkeiten die Kritik es weder mit der Wahrscheinlichkeit und Charakter-Zeichnung und Haltung, also den Materialien, noch auch mit der Form, dem Versbau u. s. w. so genau nehmen.“

Was gilt die Wette, wenn von mir die Rede wäre, so würde es sehr genau mit allen diesen genommen haben. Transeat cum caeteris.

Dasselbe Blatt enthält auch eine Recension meines diesjährigen dramatischen- und Opern-Almanachs, aber nicht von Herrn T—a, sondern von Herrn T—z, der augenscheinlich ein Anderer ist, denn er wüthet wenigstens nicht so. Freilich tadelt er

mich auch mit vieler Bitterkeit; denn mein Lob ist nur im Munde des Publikums, nicht in öffentlichen Blättern, die es immer für eine Art von Pflicht halten, sich dem Geschmacke des Publikums, er sey, welcher er wolle, zu opponiren, wäre es auch nur um eine andere, wenn gleich selten eine eigene Meinung zu haben. Das Publikum ist gleichsam der Minister im Parlament, die critischen Blätter sind die Oppositions-Parthei, der Minister darf nur den Mund aufthun, so ist er sicher, widersprochen zu werden.

Nun, dieser Herr T — z hat gefunden, „daß ich Witz und Effect auf Kosten der Wahrheit und Natur hervorbringe.“ Das mag in manchen Fällen nicht ganz ohne Grund seyn. Ich habe bereits gestanden, daß mein Witz nicht selten am unrechen Orte stehe. Was den Effect betrifft, so ist er eine Wirkung der Einbildungskraft, folglich ein Verdienst des dramatischen Dichters. Ein

Schauspiel, das keinen Effect macht, ist ein schlechtes Schauspiel. Daß ich aber auf Kosten der Wahrheit und Natur ihn hervorbringe, ist eine Behauptung, die auf Kosten der Wahrheit geschrieben ist. Alle die effectvollsten Situatioen in meinen Schauspielen sind aus der Natur geschöpft. Ich behaupte sogar, daß, ohne Natur und Wahrheit, sich gar kein Effect hervorbringen lasse, und fodere Herrn T — z auf, mir das Gegentheil durch ein Beispiel zu beweisen. Er sieht es ja gleich an meinen Bestohlenen, die er, wie ich vermuthe, mit Recht getadelt hat. Er sagt, sie enthalten Uebertreibungen und Unnatürlichkeiten. Ich will dem nicht widersprechen, denn — sie machen keinen Effect; sie werden nirgend auf die Bühne gebracht. Ein trefflicher Beweis, daß es keiner Recension bedarf, um ein mißlungenes Stück von der Bühne zu verdrängen, eben so wenig als die von T — z bis

T—z ein gelungenes Stück dadurch ver- drängen werden.

Was der Letztere von den übrigen Klei- nigkeiten sagt, hat mir seicht geschienen, und ich übergehe es mit Stillschweigen. Nur Einer Floskel muß ich noch erwähnen, die ich gewöhnlich in allen Beurtheilungen meiner Schriften wieder finde, nämlich der Floskel: „wenn der Verfasser mehr Fleiß darauf ver- wenden wollte.“

Es ist wahr, daß ich in jüngern Jahren mich der Feile zu wenig bedient, und daß ich immer lieber ein neues Stück ge- schrieben, als ein fertiges gefeilt; denn der Trieb, hervorzubringen, war damals mächtiger, als der Trieb, zu gefallen. Aber schon sehr lange ist es nicht mehr so. Ich arbeite und feile mit großem Fleiße, und, wenn es mir nicht gelingt, so liegt am Fleiße nicht die Schuld. Ich muß daher meine Beurtheiler bitten, zu allen den Ar-

tigkeiten, die sie mir zu sagen pflegen, künftig auch die noch hinzuzufügen, daß ich trotz eines angestrengten Fleißes, nichts Gutes zu machen verstehe.

Es möchte hier der Ort seyn, in Kürze zu erzählen, auf welche Weise ich meine Schauspiele hervorbringe. Werde ich von einer Idee ergriffen, so erfinde ich vor allen Dingen eine Fabel, die ihr zum Grunde dienen könne. Das geschieht auf einsamen Spaziergängen. Ist die Fabel in meiner Einbildungskraft vollendet, so schreibe ich sie nieder als eine kurze Erzählung, und so liegt sie oft Jahre lang unter meinen Papieren. Will ich sie endlich ausarbeiten, so theile ich sie zuerst in Akte, und fasse abermals jeden Akt in eine kurze Erzählung. Ist das geschehen, so theile ich, auf einen dritten Bogen, die Akte in Scenen, und bezeichne genau den Inhalt jeder Scene. Nun fange ich an zu dialogisiren, und zwar arbeite ich

die wichtigsten Scenen zuerst aus, sie mögen im ersten oder letztern Akte sich befinden; oder ich wähle auch solche, die eben meiner Laune angemessen sind, denn durch die getroffene Eintheilung, passen sie doch am Ende alle zusammen.

Den ersten Entwurf schreibe ich sehr klein mit Abbreviaturen, fast so schnell als meine Gedanken eilen, so geht mir nichts verloren. Aber freilich kann solche Entwürfe Niemand lesen als ich. Daher bin ich genöthigt, sie selbst abzuschreiben, und dieses langsame Abschreiben, ist der ersten Feile sehr ersprießlich. Nun bleibt das Stück so lange liegen, bis es mir wieder etwas fremd geworden, dann empfängt es die zweite Feile. Bin ich nun so glücklich, es einem geschmackvollen Freunde vorlesen zu dürfen, so gibt das erwünschte Gelegenheit zu der dritten Feile, und nun stoße ich das Kind hinaus in die Welt. Man sieht, daß,

wenn es ungerathen ist, es wenigstens nicht an meinem Fleiße lag.

Noch weit ängstlicher geh' ich zu Werke, wenn ich in Versen schreibe, daher mir auch der Vorwurf des Herrn T—z, „den Alexandrinern (im Ruf) wäre hin und wieder mehr Sorgfalt zu wünschen," höchst ungegründet scheint. Ich erinnere mich, daß mir derselbe Vorwurf sogar einmal irgendwo in Betreff meines Schutzgeistes gemacht worden ist. Aber wenn in einem Werke von mehreren tausend Versen auch würklich hie und da eine tadelnswerthe Zeile mitunterlief, (wie sogar bei Schiller oft geschieht) soll man deshalb im Allgemeinen sagen: den Versen sey mehr Sorgfalt zu wünschen? Hätte man nicht bekennen sollen, der Schutzgeist, wie der Ruf, seyen im Ganzen sehr gut versificirt? (denn das sind sie würklich) und wenn man ja sich gedrungen fühlte, jede kleine Nachlässigkeit her-

auszuheben, hätte man nicht die Stellen wörtlich anführen sollen? man würde dazu fürwahr nicht viel Papier verbraucht haben. Allein durch eine unbewiesene Floskel den Leser glauben machen wollen, indem man über das Ganze mit Fleiß kein Wort verliert, der Versbau sey im Ganzen vernachlässigt; das sollte kein ehrlicher Recensent sich zu Schulden kommen lassen.

Ich habe mich ausgesprochen, und was ich hier, bei Gelegenheit zweier Recensionen, gesagt, diene zur Antwort auf Tausend schon vergessene, und auf Tausend, die noch kommen werden. Dem Publikum aber meinen freundlichen Dank dafür, daß es noch immer, nicht blos in Schillers Lorbeer-Hainen, sondern auch auf meinen Wiesen gern spazieren geht, wenn auch nicht alle Blumen ihm Wohlgeruch duften.

Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe?

Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe?

(nämlich im Publikum, und solche, die mich entweder **gar nicht** oder doch **kaum persönlich** kennen, denn von Feinden, die man sich, mit und ohne Schuld, in verschiedenen Verhältnissen des Privatlebens macht, ist hier nicht eigentlich die Rede.)

Schon lange habe ich für nöthig erachtet, diese Betrachtung anzustellen, um mit mir selbst darüber aufs Reine zu kommen und manches, was nur dunkel in meiner Seele liegt, mir wahr und klar zu machen. Manches kann ich vielleicht an mir noch bessern, und über manches werde ich mich beruhigen, wenn ich sehe, daß es unvermeidlich ist.

Daß ich selbst Veranlassung gebe, mich zu hassen, daran darf ich nicht zweifeln, denn ohne Ursache haßt man Niemand; allein es ist noch ein großer Unterschied zwischen Veranlassung und Schuld. Ich muß also fragen: welche sind die Veranlassungen? und in wie fern habe ich sie verschuldet?

Dieser zwiefachen Untersuchung wird aber wohl eine andere vorher gehen müssen, nämlich: wer sind die, die mich hassen?

Erstens. Ein großer Theil der Schriftsteller, besonders der jüngeren.

Zweitens. An den Orten, wo ich gelebt habe, ein großer Theil derjenigen, die gern den Ton angeben und eifersüchtig auf ein gewisses Ansehn im Publikum sind.

Drittens. Alle Mystiker, Frömmlinge, Schwärmer für das Mittelalter und deren

Poesie, blinde Anbeter von Göthe, kurz alle die, welche sich höhere, feinere, sittlichere Gefühle zutrauen und mich für das halten, was sie eine gemeine Natur nennen.

Viertens. Alle Buonapartianer.

Nun zur Untersuchung! Warum hassen mich so viele Schriftsteller? Als ich zuerst als Schauspiel-Dichter auftrat, war es nicht so. Alle öffentlichen Blätter wiederhallten von meinem Lobe; man erkannte mich für eine Genie; die jenaische, damals noch junge, Litteratur-Zeitung setzte meinen Namen sogar unter die der klassischen Dichter. Es mochten sich wohl auch schon damals Manche über meine Erfolge ärgern, aber keiner wagte mich anzugreifen: denn in den Kämpfen der Litteratur will keiner gern auf einen schon berühmten Mann zuerst zuschlagen aus Furcht allein zu stehen; hat aber nur erst

Einer von Bedeutung das Signal gegeben, so stürzen sie alle herzu und hauen freudig darauf los, weil der Instinkt sie treibt, Alles anzufeinden, was die Aufmerksamkeit des Publikums von ihnen selbst ableiten könnte. Ich glaube in der That, daß, wenn ich damals nicht die unverzeihliche Unbesonnenheit begangen hätte, den Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn zu schreiben, ich noch jetzt ein von allen Recensenten gefeierter Dichter seyn würde. Aber diese strafbare Uebereilung (deren Veranlassung mich wohl entschuldigt, aber nicht rechtfertigt) brachte auf einmal nicht allein alle die Männer gegen mich auf, die ich so skurilisch namentlich angegriffen hatte, sondern überhaupt alle Feinde des Herrn Hofrath Zimmermann, und zuletzt auch seine Freunde, da ich mich nicht entschliessen konnte, des Doctor Marquardt schwere Mitschuld an der Sache zu verschweigen. Diese Schrift ist die Wurzel alles

öffentlichen Hasses, und zugleich aller unge-
rechten litterärischen Angriffe gegen mich.
Man hielt mich für einen schlechten Menschen,
man nahm also schon Alles, was ich nach-
her schrieb, mit diesem Vorurtheil in die
Hand, man mischte überall meine Persön-
lichkeit ein und das gehässige Urtheil über
diese würkte, vielleicht bei Vielen unbewußt,
auf ihre Ansicht meiner Geistes-Produkte.
Das ist sehr natürlich, das hab' ich selbst
verschuldet und muß die Folgen dieses
Einen Fehltritts tragen bis an meinen Tod.

Ich meine aber doch, daß ich auch einen
grossen Vortheil aus dieser traurigen Kata-
strophe meines Lebens gezogen habe. Man
war nämlich auf gutem Wege, mich durch
Schmeichelei zu verderben, und ich selbst war
auf gutem Wege, mich für mehr zu halten,
als ich bin. Es wäre mir am Ende vielleicht ge-
lungen, wie unserm Göthe, der bisweilen die

alltäglichsten, langweiligsten Dinge mit der vornehmsten Miene auftischt, weil man ihm, wie Alexander dem Großen, so oft gesagt hat, er sey ein Gott, daß er es endlich selbst glaubt. Denn leider ist der Mensch, auch der Vernünftigste, so schwach, daß er das Thörigste, wenn es seiner Eitelkeit schmeichelt, zwar anfangs verwirft, dann belächelt, nach und nach sich an die Vorstellung gewöhnt und endlich, wenn es ihm Tausendmal wiederholt worden, so fest daran glaubt, daß er jeden Zweifel als eine Beleidigung aufnimmt. Vor solchen Einbildungen haben meine Feinde mich bewahrt und ich glaube nicht, daß ich mich selbst überschätze. (Wer weiß, vielleicht thue ich es doch. Man kann darin nicht mißtrauisch genug gegen sich selbst seyn)

Im Grunde ist Doctor Bahrdt längst vergessen. Von Allen, die mir ihn jetzt

noch vorwerfen, haben ihn die Wenigsten gelesen; aber es ist ein bequemes, immer bei der Hand seyendes Mittel, mir weh zu thun. Daraus, lieben Söhne, zieht Euch die Lehre; wer zu einem öffentlichen Leben berufen ist, der hüte sich sehr, in seiner Jugend öffentlich einen dummen Streich zu machen, denn der wird ihm nachgetragen bis ins Grab, während man von Andern, die den Neid nicht wecken, Alles leicht vergißt.

Auch mein dummer Streich wäre vergessen worden, wenn ich nicht das Glück oder Unglück gehabt hätte, als Schauspieldichter so allgemein zu gefallen. Es giebt wenige Schriftsteller, die sich nicht Einmal in diesem Fache versucht hätten, und vielleicht keinen, der sich nicht einbildete, etwas Gutes hervorgebracht zu haben. Wenn nun die Frucht seiner Muse gleichgültig aufgenom-

men, oder gar verworfen wird, so wundert er sich und stellt Vergleichungen an zwischen seinen verschmähten und meinen wohl aufgenommenen Produkte und findet natürlich, daß das Publikum ihm Unrecht thut; aber an dem Publikum kann er sich nicht rächen, folglich rächt er sich an mir. Das ist leider sehr menschlich! zumal wenn seine Dichtung vielleicht würklich große Verdienste hat, nur nicht zum Aufführen geeignet ist. Auf solche Weise habe ich mir besonders den Hrn. A. W. Schlegel und seinen ganzen Anhang zum Feinde gemacht.

Dieser Mann hat allerdings Dichtungen geliefert, deren Werth ich freilich gerne anerkenne, aber sie haben kein dramatisches Leben, wenn sie gleich, bald nach ihrer Geburt, die Theaterwürde beschritten haben; sie verursachen auf der Bühne Kälte und Langeweile. Da ergrimmte Schlegel

und ließ (ich glaube im Athenäum) Shak-*kespears* Geist auftreten, der in einer langen Rede sich sehr bitter über den Beifall beklagte, welcher mir zu Theil wurde; der ehrwürdige Geist sprach sehr wegwerfend von mir; das nahm ich übel und schrieb den *hyperboreischen Esel.* Dieses launige Produkt macht mir keine Schande, aber in *einer* Rücksicht wünschte ich doch, ich hätte es nicht geschrieben, denn hätte ich, wie *Göthe* und *Schiller*, es über mich gewinnen können, Angriffe nie zu erwiedern; so würden diese Angriffe kaum bemerkt worden seyn. Dieser Enthaltsamkeit haben *Göthe* und *Schiller* es größtentheils zu danken, daß man sie so ruhig ihres Ruhmes hat genießen lassen; nicht ihrem größeren Verdienste, welches im Gegentheil, nach Art der Welt, sie nur noch mehr dem Neide aussetzen mußte. Aber ich war damals noch viel zu empfindlich gegen bittern Tadel; ich

konnte nicht schweigen, und dadurch habe ich selbst verschuldet, daß meine Feinde sich mehrten. Also, lieben Söhne, wenn jemals Einer von Euch Schriftsteller wird, so mache er es sich zum unverbrüchlichen Gesetze, jeden hämischen Angriff zu ingnoriren und selbst humanen aber ihm ungerecht scheinenden Tadel nicht zu beantworten. Glaubt er aber durchaus, ihn beantworten zu müssen, so thue er es ja mit Kälte und Höflichkeit und vermeide auf diese Weise einen zweiten von mir begangenen Fehler; denn ich konnte mich nie der Bitterkeit enthalten; meine Streitschriften waren anzüglich (wenn ich auch aller Persönlichkeiten mich enthielt); ich ließ einen herben Witz spielen, der mir wohl Lacher, aber keine Freunde gewann.

Endlich muß ich unter den Schriftstellern auch viele zu meinen Feinden zählen, die tief unter mir sind, die entweder nur An-

dern zu Gefallen nachplauderten, was sie selbst weder dachten noch glaubten, oder die ihre unbekannten Namen dadurch berühmt machen wollten, daß sie sich an mir rieben. Diese waren herzlich froh, wenn ich ihnen antwortete, je bitterer je besser, denn so hatten sie neue Gelegenheit mich mit Koth zu werfen, und ich war auch würcklich so albern, ihnen nicht selten eine solche Gelegenheit zu verschaffen.

Ich komme nun zu der zweiten Classe meiner Feinde, bestehend aus solchen Männern die mit mir an einem Orte lebten und sich durch Rang oder Geist auszeichneten. Gewöhnlich wurde ich anfangs von Allen sehr wohl empfangen und ich leugne nicht, daß mir die Meisten recht freundlich entgegen kamen. Aber es ist Einer von den Flächen der Berühmtheit, daß der Mann ihrer genießt, da, wo er auftritt, sehr häufig in Ge-

sellschaft gebeten wird, entweder aus Neubegier, um ihn kennen zu lernen und schwatzen zu hören, oder auch nur, um sagen zu können: der und der hat auch bey mir gegessen. Schlägt man solche Einladungen aus (wozu man die besten Ursachen haben kann, als da sind: Gesundheit, Ruhe, Bequemlichkeit, Blödigkeit oder gar — wie bey mir wahrhaftig nicht selten der Fall war — das bescheidene Bewußtseyn, in der Gesellschaft das nicht leisten zu können, was man von mir erwartete); so hat man es mit den Einladenden verdorben. Vernachläßigt man vollends die Wohlstands-Besuche (ein Fehler, dessen ich mich häufig anklagen muß); so ist, wenn nicht gerade Feindschaft, doch ein gewisser Groll die unvermeidliche Folge. Und kann ichs tadeln, wenn ein Mann, der durch Rang und Stand, durch Geist und Herz sich berechtigt glaubte, die Erfüllung solcher Wohlstands-Pflichten von mir zu fordern, sich ge-

kränkt fühlte, wenn ich sie unterließ? — nein ich kanns nicht tadeln. So habe ich mir in meinem Leben viele Feinde gemacht, die ich sonst durch nichts auf der Welt beleidigt hatte. Doch muß ich aufrichtig gestehen, daß ich mein Verfahren in dieser Hinsicht noch jetzt nicht bereue; denn, warlich! auf der andern Seite habe ich so viele Zeit mir selbst zu leben dadurch gewonnen, daß es mir doch immer noch scheint, als hätte ich daß Bessere gethan. Indessen will ich meinen Söhnen doch empfehlen, den etwa von mir geerbten Widerwillen gegen solche Dinge, so viel in ihren Kräften steht, zu überwinden, denn man glaubt nicht, wie mancherley Schaden man sich zufügt, wenn man solche Ansprüche nicht befriedigt.

Noch eines kleinen, fast lächerlichen Umstandes muß ich erwähnen, der manchen anfangs warm scheinenden Verehrer plötzlich

fühl gegen mich gemacht hat. Ich bin nämlich oft in großen Gesellschaften zehn und zwanzig Männern zugleich vorgestellt worden, die, Jeder in seiner Art, bedeutend waren; man nannte mir den Namen eines Jeden, ich sprach mit Jedem, und folglich waren wir Bekannte. Daß sie nun meinen Namen nicht vergessen, war wohl natürlich, denn sie hatten ja nur Einen Namen zu behalten; daß ich aber von zwanzig Namen manchen in der nächsten Viertelstunde wieder vergaß, war auch natürlich, denn wie hätte ich so schnell sie Alle in mein, ohnehin in dieser Hinsicht sehr schwaches, Gedächtniß schreiben können? — Nun begab es sich gewöhnlich bald nachher, daß Einer oder der Andere in einer andern Gesellschaft, oder gar in einer andern Stadt, wieder mit mir zusammen kam, mich sogleich als einen Bekannten anredete, und sehr empfindlich wurde, wenn ich mich seines Namens nicht errin-

nerte. Oft hab' ich freilich in solchen Fällen mich gestellt, als ob ich recht gut wüßte, mit wem ich zu sprechen die Ehre hätte; allein bisweilen nahm das Gespräch doch eine Wendung, die meinen Gedächtnißmangel verrieth, und das ist mir dann gewöhnlich sehr übel genommen worden, weil jeder bedeutende Mann eitel genug ist, zu glauben, man könne seiner nicht so leicht vergessen. Man hielt es wohl gar für alberne Ziererei und so habe ich manche brave Leute, ohne es zu wollen, von mir abgewendet.

Die dritte Gattung meiner Feinde habe ich oben schon hinlänglich bezeichnet; es sind diejenigen, deren Haß ich am wenigsten vermeiden kann, weil er blos auf Verschiedenheit des Geschmackes und der Meinung beruht. Seit die Welt steht, hat es nie etwas Intoleranteres gegeben als den Sectengeist und dieser ist es, der in unsern heutigen Mystikern lebt und webt. Auch die

Nibelunger sind eine Secte, *Göthe's blinde Anbeter* sind eine Secte u. s. w. Nun ist mir in meinem ganzen Leben nichts gehässiger gewesen, als wenn man mir Geschmack oder Meinungen *aufbringen* wollte. Das ist aber die Manier dieser Leute: sie predigen nicht allein laut die Vortrefflichkeit ihres Glaubens, sondern sie halten auch Jeden, der nicht ihres Sinnes ist, für einen erbärmlichen Menschen, für eine gemeine Natur, für einen Bleikopf und Schrumpfherz, der sich nicht zu ihnen hinaufschwingen kann, um vornehm aus den Wolken auf die gemeine Welt herabzuschauen. Geht ein solcher Mensch still seinen Weg, so schätzen sie ihn blos gering; untersteht er sich aber laut zu bekennen, daß ihr Schwärmen ihm eine Thorheit dünkt, so hassen sie ihn von Grunde ihres Herzens.

Diese Parthei hat sich besonders durch Frauen und etwas alte Jungfrauen sehr ver-

größert. Bekanntlich sind Frauen am leichte- sten zu gewinnen, wenn man ihnen erlaubt, und sogar zur Pflicht macht, nicht zu denken, sondern blos an dunkeln Gefühlen sich zu ergötzen, und wenn man sie überredet, in diesen dunkeln Gefühlen liege eben das einzig Erhabene. Die Frauen sind in der That nur geschaffen, um zu fühlen, und selbst da, wo sie gedacht zu haben scheinen, liegt immer ein Gefühl zum Grunde; abstrahiren können sie nicht. Darum ergreifen sie mit Hast alles Wolkige, Dunstige, Nebligte, wo sie hinein phantasiren können, was ihnen beliebt. Man kann ihnen das nicht verargen, denn welchen andern Vorzug können wir über sie behaupten, als den, daß wir die Fähigkeit besitzen, schärfer und tiefer zu denken? Wenn sie nun vermeinen, es sey verdienstlich, das dunkle Gefühl an die Stelle des klaren Denkens zu setzen; so haben sie jenen Vorzug gänzlich entkräftet und sich

über uns auf den ersten Platz in der Schöpfung geschwungen. Das ist, bewußt oder unbewußt, ihr Ziel und sie folgen nur dem allgemeinen Triebe jedes Menschen nämlich dem, was Er vermag, die höchste Wichtigkeit beizulegen. Sie fühlen und phantasiren nun einmal lebhafter als wir, folglich sind sie auch sehr geneigt zu glauben, daß dieses Gefühl, diese Phantasie, das Höchste im Wesen des Menschen ist. Werden sie noch obendrein von Männern zu diesem Glauben aufgefordert, so bilden sie sich ein, er sey auch ein Resultat des männlichen Nachdenkens und folglich auch in dieser Hinsicht das Höchste. Von nun an verachten sie die klare Vernunft und behandeln Jeden mit Geringschätzung, der die Macht ihrer dunkeln Gefühle nicht anerkennt.

Auf diese Macht sind sie um so eifersüchtiger, je saurer es ihnen bisweilen wird, Alles

das zu thun, zu reden und zu scheinen, was die Beichtväter ihrer Empfindungen von ihnen verlangen. Denn man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, die Frauen ergäben sich solchen Schwärmereien recht von ganzem Herzen. Nichts weniger! die sind für sie immer nur ein Surrogat, wenn sie ihre Gefühle an nichts Besserem oder Glänzenderem mehr üben können. Daher wird man gewöhnlich finden, daß die Anhängerinnen der Mystiker, der Nibelungianer u. s. w. entweder alternde Wittwen und Jungfrauen, oder häßlich, oder unzufrieden mit ihrer häuslichen Lage, oder überhaupt außer Stande sind, die Aufmerksamkeit durch etwas anderes auf sich zu ziehen. Das Schwärmen und Bewundern macht ihnen oft selbst schreckliche Langeweile, aber wenn sie es unterließen, wer würde auf sie achten? wer von ihnen reden? — Man versuche nur einmal, einem solchen Frauenzimmer einen andern Gegen=

stand zu bieten, den es mit seinem Gefühl umfassen könne, oder man überrede dasselbe, die Mode sey vorüber, man könne sich nicht mehr dadurch auszeichnen; alsobald wird es aus seinen Wolken herabsteigen und die Fittige seiner Einbildungskraft sehr gern an einem irdischen Feuer trocknen.

Unter solchen Frauenzimmern nun habe ich mir viele Feindinnen gemacht, zumal da ich mich nicht begnügte, im Stillen über sie zu lächeln, sondern bei jeder Gelegenheit ihr Unwesen laut verspottete; denn ich besitze leider die Gabe, das Lächerliche an einer Sache schnell aufzufinden und scharf heraus zu heben. Dennoch kann ich die Schuld dieser Feindschaften mir eigentlich nicht beimessen; ich halte es vielmehr für verdienstlich, die Kraft, die im Kampfe mit der Thorheit mir beiwohnt, nicht ungenutzt zu lassen.

Was aber die Männer betrifft, die heutzutage durch hyperpoetische Gefühle sich auszuzeichnen streben, so ist wiederum sehr natürlich, daß sie mich hassen. Jeder Mensch, wenn er in die Welt tritt, sieht sich nach einem Plätzchen um, auf dem er vom Publikum gesehen werde. Fühlt er Kraft in sich, einen Hügel, oder gar eine Bergspitze zu erklimmen; so wird er sich wenig um das Volk bekümmern, das ihm den Weg vertritt; er steigt hinauf und wird gesehen. Ist aber sein Trieb, sich geltend zu machen, stärker als seine Kraft, so bleibt ihm nichts anders übrig, als eine noch leere Stelle unten auf der Ebene zu suchen, und dann so laut als möglich zu schreien: „seht her, Leute! ich stehe auf einem Hügel!" Jeder, der ihm im Wege steht oder Andere hindert, ihre Köpfe nach ihm zu drehen, ist sein geborner Feind.

Die Meisten dieser Feindschaften ertrage ich sehr gelassen, und das wird mir um so

leichter, weil ich nur gehaßt werde, und nicht wieder hasse; denn — ein paar Männer ausgenommen, die den Gemüths-Menschen in mir auf eine hämische Weise gekränket haben — kann ich bei Gott betheuern, daß ich Niemanden hasse, ja, daß ich manchen von Herzen liebe, von dem ich gewiß weiß, daß er andere Ansichten, andere Meinungen, einen andern Geschmack besitzt als ich; nur muß ich überzeugt seyn, daß er es ehrlich meint, und daß auch Er mich darum nicht gering schätzt.

Wie kommt es aber, daß ich die Uebrigen auch nicht eigentlich hasse? — ich muß die Wahrheit sagen: ich glaube, daß mein Verstand klarer ist als der ihrige und bin meiner Ueberlegenheit mir bewußt. Sie können mir auf eine kleinliche Weise schaden, aber nicht mich stürzen. Die Meisten sind mir gleichgültig.

Von der vierten Klasse meiner Feinde,

den Buonapartianern, habe ich wenig zu sagen, ihre Feindschaft macht mir Ehre. Aber merkwürdig ist, daß auch viele derjenigen mich anfeinden, die jetzt am lautesten gegen Buonaparte schreien. Ich kann mir das nur auf folgende Weise erklären: Zu der Zeit, als Buonaparte noch allmächtig war, und mancher vor ihm kroch oder doch schwieg, der jetzt im feurigsten Patriotismus auf ihn schimpft, zu jener Zeit war ich Einer der Wenigen, die Jahre lang, ununterbrochen, bei jeder Gelegenheit ihr unzubestechendes Urtheil verlautbarten und ihm die Larve abrissen. Es kann gar nicht geleugnet werden, daß ich, theils durch meine Bühne, theils durch mein Russisch-Deutsches Volksblatt, in Deutschland viel für die gute Sache gewürkt und mich neben her mehr als einmal Verdrüßlichkeiten ausgesetzt habe. Damals bedurften die unterjochten Deutschen einer solchen Anreizung, damals waren meine

Schriften würklich von Nutzen. Nachher als Napoleon schon die Schlacht bei Leipzig verloren hatte, waren die patriotischen Kraftäusserungen der Schriftsteller von weit geringerm Werthe. Das fühlten diese Herren wohl und suchten nun entweder zu überreden, daß sie auch in der Schreckenszeit immer so gedacht und geschrieben hätten, oder doch das Verdienst derjenigen, die sich dessen würklich rühmen konnten, tief in den Hintergrund zu stellen. Daher war nun, so bald der Schwall der Broschüren hereinbrach, von mir gar nicht mehr die Rede, oder höchstens wurde meiner mit einer gewissen Vornehmigkeit erwähnt, als ob meine politischen Geißelhiebe gegen ihre tiefen Abhandlungen gar nicht in Betrachtung kämen. Das ist ganz menschlich. Wer zu spät thut, was er hätte thun sollen, der faßt einen Groll, nicht gegen sich selbst, sondern gegen den, der es zu rechter Zeit gethan hat.

Nach dieser gewissenhaften Prüfung ist mir klar, daß die Legion meiner Feinde, die aus verunglückten dramatischen Schriftstellern, Nachbetern und Neidhämmeln, aus Mystikern, Frömmlingen und Schwärmern, aus Buonapartianer und verspäteten Patrioten besteht, keine gegründete Ursache hat mich zu hassen, daß ich folglich an ihrer Feindschaft unschuldig bin.

Aber es ist mir auch eben so klar, daß alle diejenigen, welche ich durch die Schrift „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn" empört, oder gegen die ich gewiße lästige Wohlstandes-Pflichten nicht immer beobachtet, oder die ich mit stechendem Witz angegriffen habe, mich hassen mußten, und daß ich die Schuld davon trage. Ob ich es besser machen würde, wenn ich meine Laufbahn noch einmal von vorne wieder anfangen könnte, das weiß ich nicht, wohl aber, daß ich es

besser machen sollte. Dasselbe wird, mehr oder weniger, wohl ein jeder Mensch von sich sagen müssen. Noch muß ich bemerken, daß gewiß die meisten meiner Feinde mich im Grunde nicht gering schätzten. Davon habe ich in meinem Leben viele Beweise erhalten. Wenn ich z. B. Gelegenheit hatte, Männer öffentlich zu loben, die Jahre lang mich nicht hatten leiden können, so war dieses Lob den Meisten so schmeichelhaft, daß sie von Stund an mir geneigt wurden. Eben das erfuhr ich oft, wenn ich versäumte Besuche endlich nachholte, und wegen der Verspätung mich entschuldigte. So wenig gehört bisweilen dazu, die Menschen in guter Laune zu erhalten, und doch habe ich aus unüberwindlichem Widerwillen dieß Wenige so oft vernachläßigt!

Es giebt noch einen Zug in meinem Charakter, der mir — gerade nicht Feindschaft zugezogen — aber doch oft der öffentlichen Meinung

über mich eine Dosis Geringschätzung beigemischt hat; ich meine die Leichtigkeit, mit der ich mich stets über das Urtheil der Menschen hinweg gesetzt habe, sobald ich überzeugt war, etwas Gutes, oder doch nichts Böses zu thun. Hierauf, lieben Söhne, muß ich Euch besonders aufmerksam machen.

Neunzig Männer unter hunderten — ich spreche hier nicht von Thoren, sondern ich behaupte sogar: neunzig kluge Männer unter hunderten lassen durch den Gedanken, es schickt sich nicht, oder, was wird die Welt dazu sagen? sich von den unschuldigsten, ja oft von guten Handlungen abhalten, und — was sie selbst thun, verlangen sie auch von Andern; ihr eigenes Betragen in der Welt ist ihr Maaßstab für das Betragen Anderer, wenigstens solcher, die zu ihrer Classe gehören: Derjenige also, den das „schickt sichs auch?“ nicht abschreckt,

verliert etwas in ihrer guten Meinung; sie glauben, weniger Umstände mit ihm machen zu dürfen.

Um stets geehrt zu seyn, wenn man es auch sonst eben nicht verdient, braucht man blos dasjenige zu beobachten, was Ehrenfestigkeit genannt wird, das heißt: man muß nichts Auffallendes thun — sich dem Urtheil der Menge nie aussetzen — bey jeder öffentlichen Handlung einen gewissen Ernst und conventionellen Anstand beobachten. Wer sein Lebenlang dieser Regel getreu bleibt, der kann in seinen vier Pfählen der nichtswürdigste Mensch seyn, das Publikum wird doch immer einen merklichen Grad von Achtung für ihn beweisen. Wer hingegen mit leichtem Sinn der Freude sich hingiebt, ohne die bürgerlichen Verhältniße immer hinter den Sessel zu stellen (gleich jenem Arzt des Sancho Pansa, der jede Speise mit sei-

nem Stäbchen berührte) — wer, vom Guten schnell ergriffen, lieber etwas Auffallendes thun als das Gute unterlassen möchte; der hat seine Ehrenfestigkeit, und mit ihr den Vortheil eingebüßt, mit Achtung und Schonung beurtheilt zu werden. Er nimmt es nicht genau mit der Welt, so nimmt es nun auch die Welt nicht genau mit ihm, sondern urtheilt über ihn obenhin. Ist aber selbst ein bedächtiges Urtheil über Menschen selten ganz richtig, wie viel weniger ein obenhin gefälltes, welches blos auf einen widrigen Eindruck sich gründet.

Menschen, die stets ehrenfest oder ehrenfsteif bleiben, genießen gewöhnlich den Vorzug, daß man sich gar nicht erlaube, oder gar nicht daran denket, über sie zu urtheilen. Wie manche blos leichtsinnige, wohl gar gute Handlung meines Lebens ist der Gegenstand lauten Tadels geworden, indessen

schlechte Handlungen anderer, mit unter sehr berühmter Männer mit Stillschweigen übergangen wurden, blos weil sie ehrensteif geblieben waren.

Ich errinnere mich eines kleinen comischen Vorfalls, der, gleich in den ersten Jahren meines Aufenthalts in Reval, meine Ehrenfestigkeit verwundete. Ich war erst 23 oder 24 Jahr alt, aber doch schon Präsident des Gouvernements-Magistrats, und in dieser Hinsicht allerdings verpflichtet, den äußern Anstand strenger zu beobachten, als andere junge Leute meines Gleichen. Eines Tages ging ich mit einigen Universitäts-Freunden spazieren nach Cathrinenthal, einem nahen Lustschloß. Der Weg von der Vorstadt bis dahin besteht aus tiefem Sande. Auf diesem Wege holten wir den alten Superintendenten J. ein, der in einem antiken, mit gelben Nägeln beschlagenen, blos in Rie-

men hängenden Kasten, von zwey erbärm-
lichen Rosinanten sich spazieren fahren ließ,
und keinen Bedienten bey sich hatte. Wir
machten unter einander uns lustig über die
traurige Equipage, die sehr langsam vorwärts
schlich, und, um die armen Pferde wo mög-
lich ganz zum Stehen zu bringen, kletterten
wir sämmtlich hinten auf den Wagen, hatten
eine Weile unsere Knabenfreude an diesem
Muthwillen, und sprangen wieder herab, als
der Weg besser wurde. Niemand hatte uns
gesehen. Allein, als ich Abends mich aus-
kleidete, vermißte ich meine goldene Uhr.
Es war eine Kette daran befindlich, deren
Verlust mich vorzüglich schmerzte, weil ich
sie aus der Erbschaft des verstorbenen Ge-
neral B. zum Andenken erhalten hatte. Ich
ließ also ins Wochenblatt setzen, daß ich
meine Uhr verloren, und daß ich demjenigen,
der mir auch nur die Kette wieder brächte,
ein ansehnliches Trinkgeld geben wollte. Siehe,

zu kam am andern Tage der Kutscher des Superintendenten und brachte mir unversehrt die ganze Uhr mit allem Zubehör. Er hatte sie beim Ausspannen an dem zackigen kleinen Rade hängen gefunden, über welches der Riemen läuft, der den Wagenkasten trägt. Es war also offenbar, daß ich selbst auf den Wagen geklettert seyn mußte, und daß bei dieser saubern Expedition meine Uhrkette eine der Zacken des kleinen Rades gefaßt, von demselben festgehalten und so, von mir unbemerkt, die Uhr nach sich gezogen hatte. Ich schämte mich gewaltig, und in der Stadt erzählte man sich lachend: der Präsident des Gouvernements-Magistrats ist auf den Wagen des Superintendenten geklettert!

Doch weit mehr, als diese bald vergessene Anekdote, schadete dem Rufe meiner Ehrenfestigkeit die Errichtung eines Liebhabertheaters, auf dem für Geld gespielt wurde; freilich

für die Armen; allein man setzte sich doch für Geld dem Urtheil des Publikums aus.

Sechs Meilen von Reval liegt die kleine Kreisstadt Baltisport, in derselben war Arvelius Kreissecretär, ein liebenswürdiger junger Mann, der in Reval viele Freunde hatte, und der auch mein Freund geworden war. Ihn besuchte ich eines Tages mit mehreren fröhlichen Jünglingen, und bei dieser Gelegenheit spielten wir zu unserm Zeitvertreib in Baltisport Komödie, zu welcher die Honoratioren des Städtchens Zutritt hatten, mit deren Beifall wir beehrt wurden. Da fiel mir nun plötzlich ein: wie, wenn wir dieses Spiel in Reval wiederholten? und zwar für Geld, um Nothleidenden Hülfe zu leisten? Ich theilte diesen Gedanken den Uebrigen mit und fand überall offene Herzen. Der Erfolg übertraf unsere

Erwartung. Viele Zuschauer gaben mehr, als gefordert wurde, und die Einnahme betrug nahe an 400 Thaler. So entstand in Reval das, nicht unberühmt gebliebene und des Ruhmes würdige, Liebhabertheater, zu dem sich die Jugend beiderlei Geschlechts aus angesehenen Häusern vereinte, und welches länger als ein Vierteljahrhundert der Thränen viele getrocknet und manches, von Hülfsmitteln entblößte Talent unterstützt hat. Ja, ich freue mich noch heute, daß die Errichtung des Liebhabertheaters zu Reval mein Werk gewesen. Ich habe viel Gutes dadurch gestiftet, aber — meine Ehrenfestigkeit dabei eingebüßt. Denn — so sittlich und anständig es auch immer in unserer Gesellschaft zugegangen — so gab es doch erstens noch viele alte Leute, die alles Komödien-Wesen überhaupt für etwas unehrlich hielten. Zweitens: diejenigen, die aufgeklärter dachten, meinten wenigstens,

es schicke sich nicht für Männer, die in Amt und Würden stünden, sich für Geld der Beurtheilung des Publikums auszusetzen; und ich will auch nicht läugnen, daß schwache Seelen oder ungebildete Menschen wohl Anstoß daran nehmen konnten, wenn sie einen Mann heute auf dem Theater und Morgen auf dem Richterstuhl sahen. Indessen ist mir doch kein Beispiel bekannt, daß Einem der Mitglieder des Liebhabertheaters die gebührende Achtung bei Ausübung seines Amtes wäre versagt worden. Nur die öffentliche Meinung war, in Ansehung der Schicklichkeit, großentheils gegen dieses Institut; und da man mich als den Urheber davon betrachtete, so belasteten Viele mich deshalb mit einer Art von Groll. Dennoch kann ich meinen Kindern nicht rathen, die warmen Gefühle des Mitleids zu unterdrücken, wenn der Gedanke: was werden die Leute

dazu sagen? seinen Eiszapfen in ihre Brust bohrt.

Auch hat mir im Grunde das weniger geschadet, als jener allzu lebhafte Widerwille gegen Alles, was ich für Unrecht, für thöricht oder für Vorurtheil hielt, worüber ich, besonders in jüngern Jahren, stets meine Meinung schnell, schneidend oder spottend zu sagen gewohnt war, ohne alle Rücksicht auf die Personen, die es traf, und ob sie mir schaden könnten oder nicht. Wie hätte mir das nicht Feinde zuziehen sollen? Zumal da ich nicht die Gabe besaß, meine witzigen Einfälle zu unterdrücken, und Witz bekanntlich von dem, der sich getroffen fühlt, nie verziehen wird. Ach verbessern mochte ich gar zu gern manches Alte, was vielleicht würcklich einer Verbesserung bedurfte, die aber nicht durch mich, den Jüngling, den Fremdling, bewirkt werden könnte, an dem selbst so manches tadels-

werth war, und der auch wohl manches Alte nicht aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtete. Zwar bin ich überzeugt, daß diese meine Fehler mit manchen andern guten, sie überwiegenden Eigenschaften so innig verschmolzen waren, daß man, bei Ausrottung der erstern, auch wohl die Wurzeln der letztern mit ausgerissen, wenigstens beschädigt hätte; allein ich bitte Euch, lieben Kinder, seyd nie laut und vorschnell mit Eurem Tadel; setzt ein bescheidenes Mißtrauen in Euer eigenes Urtheil, verwundet nicht durch Eure Zungen, denn solche Wunden vernarben nie. Gott gebe Jedem von Euch — was ich nicht hatte — einen ältern Freund, der Euch warne, wenn Ihr Eure lebhaften Gefühle zur Unzeit in Worte ausbrechen laßt; Gott verleihe Euch die große Kunst zu schweigen, wo Reden nicht bessert, nur erbittert; so werdet Ihr nie, wie ich, Euch vorzuwerfen haben, daß Ihr manche Feindschaft Euch muthwillig

zugezogen. Hätte mir, wie Euch, ein Vater seine Erfahrungen schriftlich hinterlassen, ich würde manche Klippe vermieden haben. Thut das, und wenn es Euch zu gute kömmt, so danket es mir noch im Grabe.

Beantwortung
einer Preisfrage
der
Harlemer Gesellschaft der Wissenschaften.

Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem hat folgende Preisfrage aufgestellt:

„Fordert die Vollkommenheit der Ge„schichte und ist es Pflicht des Geschicht„schreibers, sich auf die bloße Erzählung „der Thatsachen und der Ereignisse zu be„schränken? oder darf Er es sich erlauben, „zugleich Seine Meinungen und Urtheile „über die Quellen und Ursachen der Er„eignisse, über die Beweggründe der Hand„lungen und über die Lehren der Weisheit „und Klugheit mitzutheilen, die sich dar„aus ableiten lassen?“

Wenn ich es wagen dürfte, diese Frage zu beantworten, so würde ich es folgender Gestalt thun:

Nicht blos erlauben darf er sich das Letztere, sondern Er ist dazu verpflichtet, sonst ist sein Buch nur eine Chronik, keine Geschichte. Der Chronikenschreiber soll blos erzählen, der Geschichtschreiber soll auch unterrichten. Jener liefert nur ein hohläugiges Skelett, dieser giebt ihm Fleisch und Augen, aus welchen der Geist hervorschaut. Eben so treu, als in der Zeichenkunst ein sogenannter Storchschnabel den Umriß wieder giebt, eben so treu soll der Chronikenschreiber die Begebenheiten aufzeichnen, auch eben so wenig dabei denken, als der Storchschnabel; der eigentliche Künstler aber, der den Umriß mit Farben ausfüllen, Licht und Schatten hineintragen soll, ist der Geschichtschreiber, der muß denken und das Gedachte mittheilen. Es giebt einen nie,

deren Zweck der Geschichte und einen höhe-
ren. Der niedere ist: Befriedigung
der Neubegier durch Bekanntmachung
dessen, was sich zugetragen; der höhere:
Beförderung der Sittlichkeit durch die
aus den Begebenheiten gezogenen Lehren.
Wer nur den Erstern vor Augen hat, gleicht
dem Botaniker, der sich begnügt, die Na-
men der Pflanzen und ihre äußern Kenn-
zeichen angeben zu können; wer aber den
Letztern zu erreichen trachtet, gleicht dem
Arzte, der auch die Eigenschaften der
Pflanzen, in so fern sie schädlich oder heil-
bringend auf den Menschen wirken, zu wis-
sen begehrt. Einen niedern und einen hö-
hern Zweck hat auch der Leser der Ge-
schichte; er sucht in Befriedigung seiner
Wißbegier, entweder Nahrung nur für das Ge-
dächtniß, oder ihn treibt das Verlangen, aus
dem Gelesenen Früchte zu ziehen, eine Nah-
rung des Geistes. Es giebt freilich Leser, die

welchen auch eine Chronik fruchtbare Betrachtungen erweckt, aber wie selten sind sie!

Der große Haufe liest gerade so, wie er spazieren geht, das heißt gedankenlos. Kaum einem unter tausend Spaziergängern fällt es ein, in den Werken der Natur um sich her die Größe des Schöpfers zu ahnen, der Alles so weise verkettet hat; eben so selten wird der gemeine Leser Ursache und Wirkung der Begebenheiten und die daraus fließenden Begebenheiten sich entwickeln. Aber auch der Seltene, der diese Kunst übt, wird dennoch mit erhöhtem Vergnügen einen Geschichtschreiber lesen, der sich ihm vorgeübt hat; er wird dieses Vergnügen in der Bestätigung seiner eigenen Ansichten mit denen des Verfassers finden; er wird öfter auf Gedanken stoßen, die zuvor in ihm nicht geweckt worden waren, die ihm also neu sind, ihm Genuß gewähren.

Die erhabenste Bestimmung der Geschichte ist: guten Fürsten Nachruhm zu spenden, Tyrannen eine Zuchtruthe zu seyn. Aber Beides kann nicht geschehen, wenn blos nackte Thatsachen erzählt werden sollen; denn das Rühmliche oder Unrühmliche einer That geht nicht immer aus ihr selbst, sondern meistens aus ihren Beweggründen hervor. Eroberer zum Beispiel müssen wünschen, daß bloße Chroniken geschrieben werden, denn nur da erscheinen ihre Thaten groß. Die stumpfe Nachwelt bewundert ihre Siege, nicht ahnend, was sie der Menschheit gekostet haben; allein der Geschichtschreiber zieht dem Eroberer seinen Panzer aus und zeigt das häßliche Gerippe, welches unter einer blendenden Rüstung verborgen war.

Warum durfte bei den Römern kein Sklave die Geschichte schreiben? Eben weil man fürchtete, daß er sklavische Gesinnungen

durch seine Feder verbreiten würde. Also setzte man doch voraus, daß der Geschichtschreiber seine Gesinnungen in sein Buch verweben müsse. Eine bloße Chronik hätte immerhin auch ein Sklave schreiben mögen, wenn er nur die Thatsachen wußte; was könnte das schaden? Es ist also wenigstens gewiß, daß die Alten die Geschichtschreiberkunst aus dem hier aufgestellten Gesichtspunkte betrachteten. Es ist ferner gewiß, daß sie uns die besten Muster in dieser Kunst hinterlassen haben, und daß alle die Geschichtschreiber, die wir noch jetzt bewundern, ihre Erzählungen mehr oder weniger mit Urtheilen und Lehren zu durchflechten sich erlaubten.

Wenn Tacitus in den ersten Zeilen seiner Germania mir von den Deutschen sagt: sie wären durch Furcht und Berge von den Sarmaten geschieden worden; so ist doch

wohl die Furcht nicht das, was Er streng historisch beweisen kann? Es ist sein Urtheil seine Meinung. Im 33sten Kapitel wünscht Er, daß den Geschlechten, wenn nicht Liebe zu den Römern, doch Haß unter sich verbleiben möchte, da dem römischen Reiche nichts Glücklicheres wiederfahren könne, als der Feinde Zwietracht. Mit der eigentlichen Geschichte hat dieser Wunsch nichts gemein; eben so wenig als die Sentenz im 30sten Kapitel: „Eile stehe neben der Furcht, Zaudern sey näher der Standhaftigkeit,“ eben so wenig als die Warnung im 36sten Kapitel: „unter Unbändigen und Mächtigen genieße man falscher Ruhe; wo die Furcht entscheide, da sey Mäßigung nur ein Aushängeschild des Mächtigen.“

Wenn Thucydides in langen Reden, die großentheils wohl nie gehalten worden, (wenigstens nie so, wie er sie aufgezeichnet)

Gründe für und wider abwägt und auseinandersetzt; so erzählt er nicht blos, was die Griechen gethan, sondern auch was sie gedacht und gesprochen haben.

Wenn — um sogleich zu den Neuen fortzuschreiten. — Gibbon in seiner Geschichte des Verfalls des römischen Reichs ausruft: „In der That, wie war es möglich, daß ein Philosoph die nichtswürdigen Mährchen der Dichter und widersinnigen Ueberlieferungen der Vorzeit als göttliche Wahrheiten annehmen, oder als Götter jene unvollkommenen Wesen verehren sollte, die er als Menschen verachtet haben würde!“ —; so ist das eine sehr wahre, aber außerwesentliche Betrachtung für denjenigen, der blos zu wissen begehrt, was geschah, und nicht, wie es möglich war.

Oder wenn er sagt: „Argwöhnische Fürsten erheben oft die niedrigsten Menschen in

der eiteln Voraussetzung, daß diejenigen, die blos von ihrer Gunst abhängen, auch nur allein ihrem Wohlthäter ergeben seyn werden." —; so rückt füglich die Geschichte durch diese treffliche Bemerkung nicht weiter vor. Wenn Johannes Müller, in seinen 24 Büchern allgemeiner Geschichten, den Charakter des Julianus schildernd, vermuthet, dieser Kaiser habe es gut gemeint, er sey zu beklagen u. s. w. — oder wenn er behauptet: „die Mysterien der Alten dürften leicht, im Wesen zwar nicht, aber in der Darstellungs-Manier, vor weit neüern Ideen den Vorzug behaupten, welche das Sterbebett mit unnöthigen Schrecknissen umringt hätten" —; so ist jenes nur eine Vermuthung, und dieses eine philosophische Bemerkung.

Es wäre überflüssig, wenn man alle die berühmten Geschichtschreiber anführen und solche Stellen aus ihren Werken häufen wollte,

wo sie sich erlaubt haben, ihre eigenen Betrachtungen einzuweben. Thucydides, Tacitus; Gibbon und Johannes Müller mögen wohl für die Repräsentanten aller guten Geschichtschreiber gelten; ihre Schriften beweisen, daß sie die aufgestellte Frage ganz in dem Sinn dieser Beantwortung entschieden haben würden. Sie gelten mit Rechte für Muster, und Regeln lassen sich nur von Mustern abziehen. Wir haben sie längst allgemein als die besten Geschichtschreiber genannt und verehrt, wie konnten wir noch zweifeln, daß sie befugt waren, so und nicht anders zu schreiben? Das Verlangen nach einer solchen Geschichte liegt im Geiste des Menschen, der nicht blos sehen, sondern auch begreifen, nicht blos empfangen, sondern das Empfangene auch betrachten will. Ein Palast, der seiner Würde gemäß ausgeschmückt worden, ist doch wohl den rothen Mauern vorzuziehen? — Der

Wanderer über Berg und Thal kann freilich, wenn er ruhen will, sich selbst ein Plätzchen suchen, allein er wird fürwahr den segnen, der hie und da eine Ruhebank hingestellt hat, wo der Reisende gemüthlich die zurückgelegte Straße überschauen kann, und nun erst Manches bemerken wird, was ihm sonst vielleicht entgangen wäre. Solche Ruhebänke sind in einer guten Geschichte die eingewobenen Urtheile ihres Verfassers.

Der Nutzen, welchen sie bei vielen Lesern stiften, fällt in die Augen. Der redliche Geschichtschreiber lehrt die falsche Größe von der wahren unterscheiden; das Rühmliche oder Tadelnswerthe einer Handlung nicht nach dem Erfolg beurtheilen; das Laster auf dem Throne verabscheuen und die Tugend in Ketten verehren; er enthüllt das Gewebe der Leidenschaften und zeigt, aus welchen dünnen Fäden dieses Gewebe gesponnen wurde; er

macht bemerklich, wie gleiche Würkungen stets aus gleichen Ursachen entspringen und wie die gewaltige Nemesis durch das Ganze schreitet. Man denke sich junge Fürsten, angehende Staats-Männer als Lehrer einer solchen Geschichte, wer kann das unendliche Gute berechnen, welches eine einzige treffende Zeile auf Jahrhunderte hinaus zu würken vermag.

Aber den Schaden — wird man einwenden — der Schaden, den ein unredlicher Geschichtschreiber stiften kann, wird er das Gute nicht aufwiegen? — Leider ist wahr, es giebt noch unter uns in dieser Hinsicht Sklaven, wie unter den Römern, welchen das Geschichtschreiben gänzlich untersagt werden sollte; es ist wahr, eine strenge Censur wäre vielleicht in keinem Fache nothwendiger als in diesem; jede Geschichte, welche nicht die oben aufgestellten Gesinnungen enthielte, sollte un-

erdrückt werden. Indessen überwiegt dieses Böse doch gewiß jenes Gute bey weitem nicht. Denn erstens ist die Kraft der Wahrheit unwiderstehlicher als die der Sophisterey. Zweitens wird die Zahl der redlichen Schriftsteller stets größer seyn als die der unredlichen. Ein Geschichtschreiber ist ein kluger Mann, und der Kluge will stets das Gute, wenn auch nicht immer aus reinen Bewegungsgründen. Drittens wird der Redliche kalt, der Unredliche leidenschaftlich urtheilen und nur jenes gewinnt den Leser. Viertens wohnt dem Menschen ein, ich möchte sagen, angebohrenes Gefühl der Gerechtigkeit bei, folglich wird auch das Gerechte leichter Eingang bei ihm finden; dem Ungerechten widersteht seine Natur. Wenn aber auch das Böse nicht weggeläugnet werden kann, welches eine unlautere Geschichte hervorzubringen vermag, sollen denn reife Früchte darum nicht verkauft werden, weil

ein Bösewicht ein oder die andere vergiften kann.

Freilich ist in der aufgestellten Frage nicht von dem Nutzen der Geschichte die Rede, sondern von der historischen Kunst, aber auch in dieser Hinsicht beantwortet sie sich schon durch das gebrauchte Wort; denn eine Chronik zu schreiben ist keine Kunst.

Aber wie, wenn unter dieser die Wahrheit litte? —

Hier ist vor allen Dingen das traurige Bekenntniß abzulegen, daß die Masse der historischen, streng erwiesenen Wahrheiten, die wir besitzen, für sehr gering zu halten sey. Einem gleichzeitigen Geschichtschreiber, der vielleicht gar an demselben Orte gelebt hat, wo die Begebenheit sich zutrug, schenken wir gewöhnlich unser Vertrauen; doch wie selten ist er im Stande, auch mit dem eif-

rigsten Willen, umständliche, unwidersprochene Wahrheit zu liefern. Derjenige, zum Beyspiel, der in Petersburg lebte zu der Zeit, als Paul starb, wird bezeugen müssen, welche widersprechende Gerüchte sich durchkreuzen, wie schwer es wurde, das Wahre von dem Falschen zu scheiden, und wie viele Dunkelheiten noch jetzt unaufgehellt geblieben sind. Wenn es nun so schwierig ist, eine Begebenheit, die unter unsern Augen geschah, aus ihrem Ursprung zu entwickeln, die Theilnehmer derselben und das Mehr oder Minder ihrer Theilnahme richtig anzugeben; was sollen wir von einem Livius halten, wenn er uns die ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte verträgt?

Die einzigen Zeugen einer Begebenheit, die man für unverwerflich hält, sind Urkunden, Denksteine, Münzen; aber auch Urkunden werden oft verfälscht, und Inschrif-

ten beweisen nicht immer die Wahrheit dessen, was sie erzählen. Man erinnert sich nur aus den neusten Zeiten der Inschrift, welche die Franzosen an einen Brunnen zu Coblenz anbrachten. Gesetzt, sie wäre stehen geblieben, würde sie nicht nach tausend Jahren als ein herrlicher Beweis gegolten haben? waren die Römer nicht auch ein prahlerisches Volk? wer mag allen ihren Inschriften trauen?

Die sichersten Zeugen mögen die Münzen seyn, doch über allen Verdacht erhaben sind sie nicht. Man erinnere sich, daß schon vor Buonapartes Zuge nach Norden die Schmeichelei eine Denkmünze auf das besiegte Rußland erfunden hatte. Sollte dieser Fall sich zum Erstenmale ereignet haben? waren die Römer nicht auch die niederträchtigsten Schmeichler?

Gesetzt aber auch, wir dürfen ein Ereigniß als unbezweifelt annehmen, welches

durch Urkunden, Inschriften oder Münzen erwiesen ist, lernen wir mehr daraus, als daß es sich wirklich zugetragen habe? — Allein warum hat es sich zugetragen? wie hat es sich entwickelt? aus welchen Charakteren oder Leidenschaften u. s. w.? Alles das verräth uns keine Urkunde, kein Stein! Sollte es wohl Leser der Geschichte geben, denen es auch ganz gleichgültig wäre, ob diese Fragen beantwortet werden oder nicht? Blos darum, weil es doch nicht unbezweifelt sey, daß der Geschichtschreiber sie wahrhaft beantworten könne? — Wenn ein Bergsturz in der Schweiz ein Dorf begräbt, so genügt dem Naturforscher nicht, diese Begebenheit zu erzählen, sondern er sucht auch im Schoos der Erde die Ursachen ihrer Entstehung und theilt dem Leser seine begründeten Muthmaßungen mit. Verdient er nicht Dank dafür, wenn gleich noch gar nicht ausgemacht worden, daß er das Rechte getrof-

ssne habe? sind denn die Handlungen der Menschen nicht auch Naturbegebenheiten?

Die Wahrheit hat innere Kennzeichen, die dem verständigen erfahrenen Beobachter nicht entgehen. Mit eben der Gewißheit, mit welcher so manche Naturbegebenheit aus Gründen erklärt wird, die dem Auge verborgen bleiben, mit eben der Gewißheit kann auch der Geschichtschreiber die Ereignisse aus Gründen entwickeln, die nirgend geschrieben stehen und — wenn er die Weihe des Menschenkenners empfangen hat, so wird er sich selten irren.

Selten, aber doch bisweilen?

Nun ja, jedes Menschenwerk ist unvollkommen. Er muß freilich seine Muthmaßungen nicht für historische Gewißheit geben; er muß sie dem Leser kurz und ungeschmückt darlegen und die Worte so stellen, daß dar-

aus hervorgeht, er habe blos das Wahrscheinliche zu dem Wahren fügen wollen, und der denkende Leser möge nun selbst entscheiden.

Auch die eingestreuten Lehren und Sentenzen darf er nur sehr kurz fassen. Hier möge Tacitus ihm zum Muster dienen. Nie darf er durch eine Art von moralischer Abhandlung die Geschichte unterbrechen. Was er nicht in wenigen kurzen Perioden sagen kann, das muß er lieber unterdrücken, denn würzen soll er, nicht verwässern, und nie so lange in seinem eigenen Namen reden, daß der Leser deutlich an ihn erinnert werde. Ich meine sogar das Wörtlein Ich zu gebrauchen müsse er sorgfältig vermeiden. Wo, um Vermuthungen zu begründen, mehr als einzelne Perioden erforderlich wären, da werde die Ausführung in eine Note oder in einen Anhang verwiesen. Die Beobachtung dieser wenigen Regeln ist hinreichend, um

eine Geschichte nie durch die Urtheile und Meinungen ihres Verfassers zu verunstalten.

Aber nicht blos die besten Geschichtschreiber haben durch ihr Beispiel diese Grundsätze bewährt, sondern auch die berühmtesten Lehrer der Geschichte schreiben ihr solche Eigenschaften zu, erwarten und fordern solche Würkungen von ihr, die sie durchaus nicht anders besitzen oder leisten kann, als wenn sie keineswegesan die nackte Erzählung der Begebenheiten sich bindet.

Als Schiller seinen academischen Lehrstuhl zum erstenmal betrat, hielt er eine Rede, die unter dem Titel gedruckt worden: Was heißt, und zu welchem Zwecke studirt man Universal-Geschichte? Da sprach er unter andern:

„Die Geschichte hält den Olivenkranz „frisch, und zerbricht den Obelisken, den die

„Eitelkeit thürmte. Indem sie das feine Ge„triebe auseinander legt, wodurch die stille „Hand der Natur, schon seit dem Anfang der „Welt, die Kräfte des Menschen planvoll „entwickelt und mit Genauigkeit andeutet, „was in jedem Zeitraume für diesen Natur„plan gewonnen worden ist; so stellt sie den „wahren Maaßstab für Glückseligkeit und „Verdienst wieder her, den der herrschende „Wahn in jedem Jahrhunderte anders ver„fälscht; sie heilt uns von der übertriebenen „Bewunderung des Alterthums und von der „kindischen Sehnsucht noch vergangenen Zeiten, „und, indem sie uns auf unsere eigenen Be„sitzungen aufmerksam macht, läßt sie uns „die gewiesenen goldenen Zeiten Alexan„ders und Augustus nicht zurück wün„schen."

„Erst aus der Geschichte wird man ler„nen, einen Werth auf die Güter zu legen,

„denen Gewohnheit und unangefochtner Be-
„sitz so gern unsere Dankbarkeit rauben."

Solche große Dinge erwartete von der Geschichte einer unserer edelsten und berühmtesten Schriftsteller, der selbst ihr Lehrer war; wie aber konnte sie auch nur den kleinsten Theil dieser Erwartungen erfüllen, wenn sie auf Kürze und Trockenheit der Chroniken beschränkt wäre?

Gleiche Ansichten, bald mehr bald minder schön oder tief gedacht, doch immer darauf abzweckend, den Geschichtschreiber als den erhabensten Lehrer der Menschheit darzustellen, liefern Bolingbroke und Johannes Müller in ihren Briefen; Bozin in seiner, von Herder übersetzten und bereicherten, Philosophie der Geschichte; der Graf Herzberg in seinem Memoire

über den wahren Charakter einer guten Geschichte; Mably, in seinem Werke über die historische Kunst, und so manche Andere mit weniger berühmten Namen.

Aus allen diesen Betrachtungen scheint unwidersprechlich hervorzugehen, daß die Vollkommenheit der Geschichte fodert und dem Geschichtschreiber zur Pflicht macht, sich nicht auf die bloße Erzählung der Thatsachen zu beschränken, sondern seine Meinungen, Urtheile und Lehren mit dieser Erzählung kunstreich zu verbinden, weil der höhere Zweck der Geschichte sonst nicht erreicht werden kann.

Weil der geistige Genuß dadurch unendlich erhöht wird; weil die besten Geschichtslehrer diese Methode stets empfohlen, die besten Geschichtschreiber sie stets befolgt

haben. Würde die Frage anders entschieden, so müßte Clio aus dem Verzeichniß der Musen ausgestrichen werden.

Die
hundertjährigen Eichen,
oder
das Jahr 1914.

Ein Vorspiel mit Gesängen und Tänzen.

Personen:

Der Fürst.
Walther, ein hundertjähriger Greis.
Wilhelm, sein Groß-Neffe.
Luise, seine Groß-Nichte.
Gefolge des Königs. Brautpaar. Handwerker. Ackersleute. Winzer. Schiffer. Gelehrte. Künstler.
Ein Herold. Das Volk. Tanzende Kinder.

Die Bühne stellt dar einen freien Platz in einer Stadt. In der Mitte eine Schmiede durch zwei offene Thorflügel zu sehen. Rechter Hand die Werkstatt eines Leinewebers, linker Hand die eines Tischlers auf gleiche Weise eingerichtet. In allen dreien wird gearbeitet.

Die Schmiede

(indem sie das Eisen auf den Ambos bringen.)

Laßt sprühen die knisternden Funken!
Hervor mit dem Eisen, es glüht;
Wir hammern es fröhlich zum Pfluge,
Der friedlich die Felder durchzieht.

Die Weber.

Frisch auf, ihr Gesellen! Wir weben
Die leichten Gewänder geschickt,

Sie werden nicht länger mit Beben
Für blutende Wunden zerpflückt.

Die Tischler.

Wir haben zum bräutlichen Lager
Die Bretter dem Hobel vertraut;
Denn um den Erschlagenen jammert
Nicht mehr die verlassene Braut.

Alle.

Willkommen, schöne neue Zeit!
Von Sklaven nicht verflucht;
Denn von der Väter Tapferkeit
Wir erndten süße Frucht.

Wilhelm und Luise treten auf.

Luise.

Was sagst du, Bruder! er wird kommen?

Wilhelm.

Heute,
Des biedern Ahnherrn Bruders Sohn.

Luise.

Der einer langen Reise Last nicht scheute?
Ein Greis von mehr als hundert Jahren schon?

Wilhelm.

Es scheint der Jahre Last ihn nicht zu drücken,
Man sagt, er stehe noch in Mannes-Kraft,
Es glühe Jugendfeu'r in seinen Blicken;
Darob verwundert ihn das Volk begafft.

Luise.

Wo kommt er her?

Wilhelm.

— Man schreibt: aus fernen Landen,
Von einer Insel ohne Namen fast;
Und ist er von den Todten auferstanden
Ein lieber Gast.

Luise.

Ja wohl ein lieber Gast!
Wir schon seit Jahren elternlose Waisen,
Uns wird ein unverhofftes Glück beschert;
Den Vater werden wir willkommen heißen.

Wilhelm.

Er werd' als Vater auch von uns geehrt.

Luise.

O häuslich Glück, dem keines zu verglei-
chen,
Dem Gott verjüngende Kraft verlieh'n,
Wenn um den alten Stamm noch grüne
Eichen
Die Schößlinge in freud'gem Wachsthum
blüh'n! —
Und daß wir eben heute ihn empfangen,
Das macht die Freude mir nun doppelt groß;
Denn segnen wird, auf kindliches Verlangen,
Der Greis den Bund, den meine Liebe schloß.

Wilhelm.

Doch jenes Erbe, deß wir uns erfreu-
ten —
Hast du's bedacht? — gehört uns ferner
nicht.
Von seinem Vater stammt's aus grauen Zeiten,
Und ihm zurück es geben ist meine Pflicht.

Luise.

Wohl eine heil'ge Pflicht.

Wilhelm.

Schwer zu erfüllen!
Das Haus, in dem der erste Strahl des
Lichts
An jedem Morgen uns erfreut im Stillen —
Ach, Schwester! wir besaßen weiter nichts.

Luise.

Nichts weiter? Zu des Glaubens Unterpfande
Blieb uns Vertrauen nicht auf Gott?

Und sind wir Bürger nicht in einem Lande,
Wo dem beschützten Fleiß nie Mangel droht?

Wilhelm.

Wird Dein Verlobter auch so rechtlich denken?

Luise.

Ist er nicht auch ein Sohn der neuen Zeit?
Meinst Du, er könnte nur sein Herz mir schenken,
Wenn schnöde Reize mir der Brautschatz leiht?

Wilhelm.

Wohlan! so schwinden meine Bruder-Sorgen.
Mich hat, wie Dich, kein Eigennutz gekränkt,
Und ich begrüße froh den heitern Morgen,
Der, sammt dem Bruder, mir den Oheim schenkt.

(Man hört in der Ferne ein Posthorn.)

Luise.

Hörst Du? ein Posthorn.

Wilhelm.

Sieh, dort hält ein Wagen —
Sieh, ohne Hülfe steigt ein Greis heraus —
O eilen wir, auf Händen ihn zu tragen
In seiner Väter wohl erhalt'nes Haus.

(Beide ab.)

(Ein fröhlicher Kinderhaufe mit Blumenkörben und Guirlanden zieht tanzend vorüber.)

Chor der Handwerker.

(Zum Tanz gesungen.)

O schauet die fröhlichen Kinder
Mit herbstlichen Blumen gekränzt!
Wie lieblich in kindlichem Auge
Die Freude der Unschuld glänzt.
Sie laden und holen die Gäste
Zum herrlichen Bundesfeste.

(Die Kinder ziehen vorüber.)

(Wilhelm und Luise führen den alten Walther auf die Bühne.)

Walther.

Da bin ich nun.

Wilhelm.

Ehrwürdiger Greis, willkommen!

Luise.

O stillet unsere frohe Neubegier!

Walther.

So herzlich wird ein Fremdling aufgenommen?
Ihr kannt mich nicht? Ihr wußtet nichts von mir?

Wilhelm.

Wir haben gründlich nie etwas erfahren.

Luise.

Auch forschte gründlich wohl der Jugend Leichtsinn nicht.

Wilhelm.

Nur eine Sage, daß vor hundert Jahren
Ihr aus dem deutschen Vaterland entwicht.

Walther.

Mein Vater war's. Ich noch im Mutterschoose,
Ergriffen hatten Furcht und Abscheu ihn,
Denn es verzweifelte der Hoffnungslose
An Deutschlands Rettung, die unmöglich schien.
Ihm ward unleidlich länger zu ertragen
Der fremden Peiniger Uebermuth,
Denn für Verbrechen galt auch nur zu klagen,
Und jeder Seufzer ward erstickt im Blut.
So stets in stillem Gram das Herz verzehrend,
Sah er den deutschen Ehrenkranz verdorrt:
Drum lieber Haus und Hof den Rücken kehrend,
Sucht' er für Thränen einen Zufluchtsort.

Und was der Feinde Habgier nicht erbeutet,
Rafft' er zusammen, dünkte noch sich reich,
Und, von der treuen Gattin nur begleitet,
Schifft er sich ein, wohin? das galt ihm
gleich.
Nur fern vom Joch; je weiter, um so lieber,
Hin, wo der Knechtschaft Jammer ihn ver-
schont,
Und wär's nach Canada zum Volk der Biber,
Wär's eine Felseninsel unbewohnt.

So irrt' er lang umher in fernen Mee-
ren,
Bis er die fernste Klippeninsel fand,
Da stieg er aus, um nie zurückzukehren,
Die nannt' er nun sein Vaterland.
Anmuthig war's, zum Wohnsitz auserkoren
Von einem sanften Völkchen, das kein Schif-
fer kennt;
Da hat die Mutter mich zur Welt geboren,
Da wuchs ich auf im Freiheits-Element.

Da hat der Vater oft in Abendstunden
Von Deutschlands Schmach und Jammer mir erzählt,
Und aufgerissen seine blutenden Wunden,
Und mit Erinnerungen sich gequält.
Drum ist von dem, was damals sich begeben,
Mir, einem Fremden, doch nichts unbekannt;
Es war der Punkt in meines Vaters Leben,
Um den das trauliche Gespräch sich wand;
Und immer schloß er mit dem männlichen Troste:
Wir sind geschieden von der Sklaven-Welt.
Wir sind so fern von jenem starren Froste,
Daß unserer Blüthen keine durch ihn fällt.

So lebten wir vergnügt. Die waldigte Wüste
Verwandelt' unser Fleiß in blühende Trift,
Es zeigte sich kein Schiff an unsrer Küste,
Die Klippen schützten sie vor europäischem Gift.

Die Eltern starben mir in späten Jahren,
In meiner Einsamkeit erwachte nun der Trieb,
Das Schicksal eines Landes zu erfahren,
Das, mir zwar fremd, doch drum nicht minder lieb.
Doch jede Hoffnung schien verwegen,
Bis einst, vom Sturm verschlagen, sich ein Schiff
Der Küste naht' — ich rudert' ihm entgegen,
Um es zu warnen vor dem Korallen-Riff.
Da sah ich nun die ersten Europäer,
Und jed' Erinnerung erneute sich,
Mir schien, ich sey dem Vaterlande näher,
Ich sprach sie an — erstaunt begafft man mich.
Nach mancher Frag' und Antwort, halb verständlich
Errathen halb, betret' ich sonder Scheu
Das heimathliche Schiff, erfahre endlich,
Daß Deutschlands Joch schon längst gebrochen sey.

Nun war ich länger nicht der Sehnsucht
Meister!
Vom Grab der Eltern schied mein nasser
Blick,
Doch mich umschwebten ihre sel'gen Geister,
Und führten mich ins Vaterland zurück.

Luise.

Wo liebevoll die Enkel Euch erwarten,
Wo man das Alter und die Tugend ehrt.

Wilhelm.

Wo noch ein stattlich Haus und Hof und
Garten
Als Euer Eigenthum Euch wiederkehrt.

Walther.

Ich, Fremdling, hier ein Eigenthum? Mit-
nichten!
Ein altes, lang verjährtes Recht ist keins.

Wilhelm.

Habt Ihr kein Recht, so haben wir doch Pflichten
In Deutschland, Gott sey Dank! sind Pflicht und Wille Eins.

Walther.

Ihr wackern Kinder, giebts der Bürger Viele
So hochgesinnt?

Luise.

Alle denken so.

Wilhelm.

Wir ringen Alle ja nach Einem Ziele.

Walther.

So war es nirgend, als mein Vater floh.

(Man vernimmt einen Trompetenstoß.)

Walther.

Was giebt es dort?

Luise.

Wohl eines Fremdlings Frage.
Es ist der Herold, der geschmückt erscheint.
Uns einzuladen zu dem Bundestage,
An dem ganz Deutschland heute sich vereint.

(Ein zweiter Trompetenstoß.)

Der Herold zu Pferde.

Ihr Bürger! schließt die Werkstatt! schmükket Euch zum Feste!
Gedenkt des großen Tages, wo der Väter Muth
Von Schmach und Drangsal kühn das Vaterland erlöste,
Und für der Enkel Heil geopfert Gut und Blut.
Zu jenen alten Eichen, die vor hundert Jahren

Der Väter siegende Faust gepflanzet und
gepflegt.
Versammle heute sich zu bunten, fröhli-
chen Schaaren
Wer eines deutschen Mannes Ehrentitel
trägt.

(Er zieht vorüber.)

(Die Werkstätte werden geschlossen und bald darauf erscheinen nach und nach die Handwerker militärisch gekleidet und bewaffnet und ordnen sich im Hintergrunde.)

Walther.

Ha! ich verstehe Eurer Väter Thaten,
Sie werden durch den Dank der freien Enkel
belohnt.
Beneidenswerthes Volk! glückselge Staaten!
Wenn bei gerechtem Stolz auch Tugend wohnt!

Wilhelm.

Sie ist der Schmuck und Segen jeden Standes.
Die Liebenden nur, die sich der Tugend ge-
weiht,

Empfangen am Altar des Vaterlandes
An diesem festlichen Tage den Preis der Sittlichkeit,
Drum darf die Schwester heute Braut sich nennen.

Luise.

An Vaters Statt werd' Euer Segen mir.

Walther.

Wie sollt ich fremder Greis Dich segnen können?
Der Väter deutscher Segen ruht auf Dir. —
Doch Räthsel überall, wohin die Blicke sich wenden!
Die Bürger, die ich noch so eben sah,
Mit Hammer, Weberschiff und Hobel in den Händen,
Sie stehen nun bewaffnet da.

Wilhelm.

Doch nicht zum Kriege, denn seit hundert Jahren

Fließt, ungefärbt von Blut, die Welle des
deutschen Rheins.
Bewaffnet seht Ihr diese Bürger-Schaaren,
Denn Bürger und Soldat sind Eins.

Walther.

Was will uns dort des Volkes Jubel mel-
den?
Wer nahet sich mit majestätschem Gang?

Luise.

Es ist der Fürst, der Enkel jenes Helden,
Der einst die Freiheit uns errang.

(Der Fürst erscheint mit Gefolge. Die Bürger empfangen ihn mit der ersten Strophe des Volksliedes, doch, statt Heil dir im Sieger-Kranz, singen sie: Heil dir im Friedens-Kranz. Der Fürst nimmt ihre Huldigung wohlwollend auf, und zieht vorüber. Die bewaffneten Bürger schließen sich an den Zug.)

Walther.

Ein stattlicher Mann.

Wilhelm.

Ihr sollt ihn wiedersehen
Im Schatten unsers deutschen Eichenhains,
Die treuen Stände werden ihm zur Seite
stehen,
Denn Fürst und Volk sind Eins.

Walther.

Doch die ihm folgten — ohne Schmucks-
Gepränge.

Luise.

O sie bedürfen nicht des äußern Scheins,
Durch Wohlthun kennt sie schon des Volkes
Menge,
Verdienst und Ehre sind jetzt Eins.

Walther.

Und so ist's überall im deutschen Reiche?

Wilhelm.

So ist es in Europa überall.

Walther.

O zeigt mir eine Karte, daß ich flugs ver-
gleiche
Wie von der Newa bis nach Portugall
Die Scepter herrschen in den schönen Ländern?
Oft lehrte mich der Vater, wie es damals war,
Doch mußte wohl seitdem sich Vieles ändern.

Wilhelm.

(eine Karte von Europa hervorziehend).

Hier ist die Karte.

Walther (sie besehend).

Hm! von welchem Jahr?
Von 1815? — o! von Grenz-Gesetzen
Aus jener alten Zeit giebts heute ja wohl
Keins?

Wilhelm.

Ihr irrt. Kein Mächt'ger wagt sie zu ver-
letzen,
Denn Macht und Recht sind Eins.

Walther.

(zieht einen Ring vom Finger).

O sprichst Du wahr, so gieb sogleich den Armen
Den Werth des mir vererbten Edelsteins.

Luise.

Behaltet ihn, wir haben keine Armen,
Denn Fried' und Wohlstand sind ja Eins.

Walther.

Erlaubt Ihr Euch mit einem Greis zu scherzen?

Wilhelm.

Nein wahrlich! Ruhm dem Ruhm gebührt!
Das Alles danken wir mit frohem Herzen
Den edlen Fürsten, die vor hundert Jahren
regiert.

Luise.

Es strömen schon die eingeladnen Gäste
Hin, wo der Kranz von alten Eichen steht.

Wilhelm.

Wollt Ihr uns folgen zu dem Bundes-
feste?
Habt Ihr noch Kraft genug, so kommt und
seht.

Walther.

Ich keine Kraft? es strömen frische Säfte
Von Euren Lippen in den dürren Baum.
Weg mit dem Stock! ich habe Jugend-
Kräfte!
O weckt mich nicht aus diesem schönen
Traum!

(Alle ab.)

(Die Bühne verwandelt sich in einen freien Platz mit einem Halbzirkel von alten Eichen, durch die man in der Ferne eine Stadt erblickt. In der Mitte ein Altar.)

Die tanzenden Kinder erscheinen und umringen den Altar mit Blumen-Guirlanden.

Walther. und Wilhelm (treten auf).

Wilhelm

(ihn zu den Eichen führend).

Hier ist der Ehren-Platz für unsern Alten;
Hier werdet Ihr im Schutz der Euchen stehn.

Walther.

Ich danke Gott, der mir das Leben erhalten;
Um Deutschlands Glück und Ruhm zu sehn.

Ein Marsch.

Chor der Ackersleute und Winzer.

Wir bringen den Segen der Felder und Hügel.
Errungen für eigenen sichern Genuß.

Wir fürchten die drohende Hagelwolke,
Doch nimmer der Feindes gepanzerten Fuß.
Triumph! wir zahlen nicht Sklaven-Tribut
Mit unserer Söhne vergossenem Blut.

(Während dieses Gesanges stellen die Ackerleute einige Garben an den Fuß der Eichenstämme, und die Winzer verbinden die Eichen durch Guirlanden von Weintrauben.)

Die Schiffer treten auf.

Chor.

Wir fahren sicher auf allen Meeren,
An allen Küsten freundlich begrüßt;
Wir steuern sicher in allen Häfen,
Die kein Despoten-Wille verschließt,
Mit reicher Fracht beladen
Wir kommen und wir gehn,
Und alle Wimpel flattern,
Und alle Flaggen wehn.

(Während dieses Gesanges schmücken sie die Eichen mit den Flaggen und Wimpeln verschiedener Nationen.)

Die Gelehrten treten auf, eine weiße Marmortafel tragend, auf welche viele Bücher-Titel eingegraben sind.

Chor.

Wir bringen, was an reifen Früchten
Der deutsche Geist hervorgebracht;
Wir dürfen denken, schreiben, dichten,
Vom finstern Argwohn unbewacht.
Dem Wahrheitverkünder, dem Redlichen droht
Nicht schmähliche Fessel, nicht schmählicher Tod.

(Sie lehnen die Marmortafel an den Altar.)

Die Künstler treten auf.

(Sie tragen die Büsten der drei verbündeten Monarchen.)

Chor.

Dem glücklichen Frevler Weihrauch zu streuen
War tief entwürdigter Künste Loos;

Triumph! wir dürfen sie nicht entweihn;
Verewigen nur, was wahrhaft groß!
Wir formten den Thon, wir schliffen die
Meisel,
Wir brachen den Marmor im tiefen Schacht
Für jener Helden vergangener Zeiten,
Die Segen über die Menschheit gebracht!

(Sie stellen die Büsten auf den Altar.)

(Man vernimmt eine sanfte Musik von ferne.)

Alle.

In sanfter Flöten Geleite
Von Lieb und Tugend geführt,
Erscheinen die holden Bräute
Mit keuschen Myrthen geziert.

(Mehrere Brautpaare, unter ihnen auch Luise, nahen sich dem Altar. Die Musik geht in einen majestätischen Marsch über. Der Fürst mit seinem Gefolge tritt auf und stellt sich vor dem Altar.)

Der Fürst
(zu den ihn umringenden Brautpaaren).

O meine Kinder! froh von allen Zungen

Den frommen Glückwunsch, den das Herz
Euch beut!
Ihr habt den Preis, den schönsten, Euch
errungen,
Den Preis der Tugend und der Sittlichkeit.
An diesem Ehrentage, ihn zu spenden
Beschloß das freie Vaterland,
Das, ohne blinde Gunst, in allen Ständen
Die Tugend ehrt, die es geprüft erfand,
Doch wenn wir nun seit hundert schönen
Jahren
In Oelbaums Schatten uns des Segens
freun,
Den Ackerbau und Handel uns gebahren,
Den Wissenschaft und Kunst verleihn.
Wenn keine Braut am Hochzeitstage zittert,
Daß der Geliebt' umgürten muß ein Schwerdt,
Wenn keine Mutter bange Furcht erschüttert;
Daß sie den Säugling für den Krieg ernährt;
Wenn deutsche Rechte Freiheit uns bewahren;
Wenn das Verdienst nach Kronen ringen darf,

Und wenn kein Sturm, seit vollen hundert
Jahren,
Die hier gepflanzten Eichen niederwarf:
Wem danken wirs? — o richtet Eure Blicke
Nach jenen Häuptern, die der Lorbeer schmückt!
Sie sind die Schöpfer von Europas Glücke,
Sie pflanzten, wo der Enkel Früchte pflückt.
Darum stets des neugebornen Volkes Lallen
Zu jener Helden Strahlen im Thron empor,
Und in der Vorzeit mög' hinüber schallen
Dankbarer Nachwelt tausend stimmiges Chor.

Chor.

Ihr weisen Gründer glücklicher Staaten!
Neigt Euer Ohr dem Jubel-Sang!
Es ist die Nachwelt, die Eure Thaten
Mit Segen preist Aeonen lang
Von Sohn auf Enkel im Herzen hegen
Wir Euers Ruhmes Heiligthum.
Stets fanden in der Nachwelt Segen
Beglückende Fürsten ihren Ruhm.

Dramatische Charade.

Dramatische Charade.

Erste Sylbe.

Caroline (allein).

Ich mag nicht lesen, ich mag nicht singen, ich mag nicht arbeiten. — Es ist sehr langweilig, wenn man zu nichts auf der Welt Lust hat. — Ich glaube fürwahr, ich bin hypochondrisch. — Pfui! das schickt sich nicht für ein junges Mädchen. Meine Gouvernante spricht: hypochondrisch wird man nur durch die Liebe — und die Liebe? — Gott bewahre mich vor der Liebe!

Luise (kommt).

Schwesterchen, was giebst Du mir für das, was ich da unter meinem Schnupftuche halte?

Caroline.

Was ist es denn?

Luise.

Rath einmal.

Caroline.

Ich habe keine Lust mir den Kopf zu zerbrechen.

Luise.

Ei, so rathe mit dem Herzen.

Caroline.

Doch wohl nicht gar —

Luise.

Ein Brief von Eduard.

(sie zieht ihn hervor.)

Caroline.

Geschwind, gieb!

Luise.

Aber mein Botenlohn?

Caroline.

Närrchen, wenn der Türke wieder kommt, der neulich bei Hofe auslegte, so kaufe ich Dir ein Fläschchen Rosenessenz.

Luise.

Zu einem Shawl hätt ich mehr Lust.

Caroline.

Stille! laß mich lesen.

Luise.

Ja lies nur. Unsere Gouvernante, Madame Charivari, wird gleich hier seyn, und wenn sie Dich mit dem Briefe in der Hand findet —

Caroline.

Nun? was weiter?

Luise.

So wird sie Lust bekommen, ihn selbst zu lesen.

Caroline.

Das wäre auch eben kein Unglück, wir schreiben uns nichts Böses.

(Sie öffnet den Brief und will anfangen zu lesen.)

Luise.

Horch! da kömmt sie schon!

Caroline.

Das ist recht fatal.

(sie versteckt den Brief.)

Die Vorigen. Madame Charivari. Henriette. Amalie.

Mad. Charivari.

Mademoiselle Caroline, jetzt wollen wir Schule halten.

Caroline (gähnend).

O liebe Madam Charivari! heute habe ich keine Lust.

Mad. Charivari.

So? das wäre mir eben recht! Sie sind die Aelteste, und sollen den Andern mit gutem Beispiel vorgehen. Die Glocke hat schon 10 geschlagen. Keine Lust? seht doch! aber in die Komödie zu gehn, wenn die Uhr 6 schlägt, dazu haben Sie immer Lust.

Luise (bei Seite).

Es ist auch weit lustiger.

Mad. Charivari.

Und in Gesellschaften durch Geist und Kenntnisse zu glänzen, dazu haben Sie auch Lust, nicht wahr?

Caroline.

O ja.

Mad. Charivari.

Nun, so müssen Sie auch lernen. Allons Mademoiselles! setzen Sie sich. (Sie setzen sich.) Wir wollen die Universalhistorie vornehmen.

Luise.

Ich kann meine Lection.

Henriette.

Ich auch.

Amalie.

Ich auch.

Mad. Charivari.

Das wird sich zeigen. Wo fängt die Universalhistorie an?

Henriette.

Bei Adam und Eva.

Mad. Charivari.

Ganz recht. Welches war das erste merkwürdige Ereigniß in der Universalhistorie?

Luise.

Eva ließ sich von einer Schlange die Cour machen.

Mad. Charivari.

Was entstand daraus?

Henriette.

Sie bekam Lust, einen Apfel zu essen.

Mad. Charivari.

Und dieser Apfel?

Amalie.

Hat alle Evenstöchter lüstern gemacht.

Mad. Charivari.

Lieber Gott! nicht die Töchter allein, auch die Söhne. Schon vor der Sündfluth soll es gräßlich auf der Welt zugegangen seyn. Die Menschen freyten und ließen sich freyen.

Luise.

Das macht, sie hatten Lust zu heirathen.

Mad. Charivari
(zu Carolinen, die unterdessen verstohlen den Brief entfaltet und gelesen hat).

He, was lesen Sie denn da?

Caroline (verlegen).

Ach! nichts.

Mad. Charivari.

Das Nichts will ich sehen.

Caroline.

Es ist ein Brief.

Mad. Charivari.

Ein junges Mädchen muß keine Briefe empfangen, welche die Gouvernante nicht zuvor gelesen hat. Von wem ist der Brief?

Caroline.

Von Eduard.

Mad. Charivari.

Von Eduard? ei! was schreibt er denn?

Caroline.

Er schreibt, wenn ich ihn nicht heirathen

würde, so hätte er auch keine Lust länger zu leben.

Mad. Charivari.

So? und Sie?

Caroline.

Je nun, ich hätte wohl Lust ihn zu heirathen.

Mad. Charivari.

Davon hernach. Jetzt wieder zur Universalhistorie.

Caroline.

Aber ich bitte Sie, beste Madam Charivari, wie kann ich nach einem solchen Briefe noch Lust zur Universalhistorie haben?

Mad. Charivari.

Aha! ich merke. Ihre eigene Specialhistorie gefällt Ihnen besser?

Die andern Mädchen (bei Seite).

Wir auch.

Mad. Charivari.

Nun, wir wollen für diesesmal die Stunde schliessen. Allein es muß noch etwas declamirt, und auch noch etwas auf dem Fortepiano gespielt werden. Allons Mademoiselle Caroline. Die beiden Stanzen, die unser Haus-Poet auf meinen Geburtstag gedichtet hat.

Caroline.

Erdenlust und Himmelslust?

Mad. Charivari.

Ganz recht.

Caroline.

Wenn Sie durchaus befehlen.

(sie steht auf und declamirt.)

Wenn Plutus Dir den nimmersatten Beutel
An jedem Tage füllt mit schnödem Gold;
Wenn Lorbeerkränz' umwinden Deine Scheitel,
Und jeder Recensent sogar Dir hold;

Und wenn ein Mägdlein, schön und jung
und eitel,
Dir lächelnd bietet süßen Minnensold;
So regt sich wohl etwas in Deiner Brust,
Allein es ist nur schnöde Erdenlust.

Doch, wenn Dir Weisheit ihre Schätze
schenket,
Zum Jünger Dich in ihrem Tempel weiht;
Und wenn die Muse Dir Begeist'rung
sendet,
Und Schillers Leier süße Töne leiht;
Und wenn ein treues Herz sich Dir ver-
pfändet,
Ein treues Herz für Zeit und Ewigkeit:
Dann spüre, was sich regt in Deiner Brust:
Das ist allein die wahre Himmelslust.

Mad. Charivari.

Es mag passiren. Nun zum Schluß, Mademoiselle Henriette, spielen Sie noch meine Lieblingsarie von Mozart.

Henriette.

Die aus Belmonte und Constanze.

Mad. Charivari.

Ganz recht.

Henriette

(spielt die Arie; welche Freude, welche Lust rc. doch nur die beiden ersten Zeilen).

Mad. Charivari.

Nun? weiter?

Caroline.

Wozu denn weiter? liebe Madam Charivari, wir sollen ja nur die erste Sylbe darstellen.

Mad. Charivari.

Ich merke wohl, Sie haben keine Lust mehr. Nun, so wollen wir abtreten, um der zweiten Sylbe Platz zu machen.

Zweite Sylbe.

Emilie (tritt auf).

Nein das ist zu arg! Die ganze Nacht ist er nicht noch Hause gekommen. Was gilts, er hat wieder gespielt? — Die verdammten Karten! — Ei, was geht es mich an? will er durchaus Geld und Gesundheit auf die Karten setzen, so soll er wenigstens nicht länger mit meinem Herzen spielen.

(Sie setzt sich und stützt den Kopf in die Hand).

Pauline (kommt.)

Schwesterchen, Du scheinst verdrüßlich.

Emilie.

Traurig bin ich.

Pauline.

Ei warum? weil der Ball im Schießhause nicht lange genug dauerte.

Emilie.

Keinesweges.

Pauline.

Oder weil die Ressource-Bälle so selten sind?

Emilie.

Auch nicht.

Pauline.

Oder weil die Madame Schulz aus Gotha ihre Waaren so theuer verkauft?

Emilie.

Wir haben ja noch Predari und Münderloh.

Pauline.

Ganz recht, das sind ein Paar liebenswürdige Freunde, immer bereit zu helfen. Nun so weiß ich doch fürwahr nicht, was dir fehlt? Heute Abend ist ein großer Thee, da kommen lauter scharmante Leute zusam-

men; da werden wir Charaden aufführen, uns verkleiden und fröhlich seyn.

Emilie.

Kannst Du fröhlich seyn, während der Vetter Franz sich in's Unglück stürzt?

Pauline.

Der Vetter Franz? Ich habe ihn wohl zu Deinen Füßen stürzen sehen; aber das war kein Unglück.

Emilie.

Er spielt.

Pauline.

Alle Männer spielen: der Eine mit Hypothesen, der Andere mit Weibern, der Dritte mit Karten; und wenn es denn doch gespielt seyn soll, so ist es besser mit Karten als mit uns armen Geschöpfen.

Emilie.

Aber Vetter Franz verliert sein Geld und seine Gesundheit.

Pauline.

Wie lange wird's währen, so besinnt er sich eines Bessern. Du bist ja seine coeur Dame, und wer die coeur Dame im Herzen trägt, an den haben die übrigen 12 Blätter keine Macht.

Emilie.

Er ist die ganze Nacht nicht zu Hause gewesen.

Pauline.

Was folgt daraus? daß Du über Hals und Kopf ihn heirathen mußt, dann wird er schon zu Hause bleiben.

Emilie.

Meinst du?

Pauline.

Freilich. Wenn erst der Consistorial-Rath Günther den Segen drüber gesprochen hat, das verwandelt die Gemüther.

Emilie.

Wollte Gott!

Pauline.

Ich sehe schon, ich muß Dir das neue Liedchen holen, das Kotzebue auf die Melodie vom Troubadour gemacht hat, das wird Dir die Grillen vertreiben. (ab).

Emilie (allein).

Grillen sitzen nur im Kopf, aber was ich fühle, können wohl nicht Grillen seyn, denn es sitzt hier (das Herz deutend). Horch! er kommt.

Franz (ohne Emilien zu sehen).

Verdammter Treffbube! — wär ich doch lieber in die Comödie gegangen und hätte über Unzelmann gelacht, so hätte ich mein Geld und meine gute Laune noch.

Emilie (für sich).

Da haben wirs!

Franz.

Aber was kann ich dafür, daß ich ein Deutscher bin? es wird jetzt so viel von der

Würde der Nation gesprochen. Man soll sich zurück leben in's Mittelalter und noch ein Bischen weiter. Die alten Deutschen haben Weiber und Kinder aufs Spiel gesetzt. Hätt' ich in der vorigen Nacht nur eine hübsche Frau bei der Hand gehabt, ich hätte es auch gethan, und folglich bin ich aus ächtem deutschen Blut.

Emilie (für sich).

Saubere Grundsätze!

Franz.

Nein! — nein! — ich hätte es nicht gethan! Pfui, schäme Dich, Franz! Du liebst ein so herrliches Mädchen! von Belvedere bis Tieffurth findest Du nicht ihres Gleichen. Aber du verdienst sie nicht.

Emilie. (für sich).

Da hat er Recht.

Franz.

Das Geld, wofür ich im Frauenverein

die weiße Weste kaufen wollte, die Emilie gestickt hat, der Teufel hat's geholt.

Emilie. (für sich).

Wenns weiter nichts wäre.

Franz.

Mir ist wunderlich zu Muthe! mein Lebenslicht brennt so dunkel, wie am 18ten October die Feuer auf dem Ettersberge.

Emilie (für sich).

Das war dunkel genug.

Franz (sie erblickend).

Ha! da sitzt sie. — Ich wage es nicht, sie anzureden.

Pauline (kommt).

Guten Morgen, Herr Vetter. Gut, daß Sie da sind. Hier ist ein neues Liedchen, das meine Schwester singen wird.

Franz.

Ach! mir ist schon am grünen Tisch ein Liedchen gesungen worden.

Pauline.

Aber die Klapper=Musik am grünen Tische taugt nichts. Man sagt zwar, Gold und Silber haben einen schönen Klang; aber wenn Sie artig seyn wollen, so werden Sie doch finden, daß meiner Schwester Silberstimme rührender klingt!

Franz.

O, um mich zu rühren, brauche ich sie nur zu sehen.

Pauline (zu Emilien).

Da hörst Du, wie galant. Nun, greif zu Deiner Guitarre. Ich sage Dir die Verse vor.

Emilie.

Mir ist fürwahr nicht singerlich zu Muthe, doch um gewissen Leuten die Verlegenheit des Redens zu ersparen — in Gottes Namen! (Sie nimmt die Guitarre).

Pauline (deklamirt).

O fände doch mein Liedchen, offne
Ohren!
Und wüßte sich zu schmeicheln in's Ge-
fühl;
Zum spielen glaubt der Mensch sich nur
geboren,
Und alles macht er sich zum losen Spiel.
Nur wagen, immer wagen,
Nicht achtend Warnung, Klagen,
So folgt er hastig, wenn die Karte winkt,
Bis er im Strome rettungslos versinkt.

Emilie
(singt die Strophe zur Guitarre).

Franz.

Leider wahr!

Pauline (liest).

O daß der Mann nur bei den Karten
bliebe!

Sich selbst nur wagend an des Abgrunds Rand!
Doch ach! er spielt auch mit der zarten Liebe,
Und knickt die Blüthen oft mit rauher Hand,
Dann nagen bittre Schmerzen,
Dann bluten treue Herzen!
Drum, Mägdlein, ist ein ruhig Herz Dein Ziel,
So hüte Dich vor solchem bösen Spiel.

Emilie (singt).

Franz.

Das leidet doch Ausnahmen.

Pauline (liest).

Nur Eins gewährt der Unschuld selbst Vergnügen;
Erregt, doch überspanne nicht das Gefühl,

Und weiß sogar den Kummer einzuwiegen;
O wenn' es mir! — Gesang und Saitenspiel;
Die bringen keine Reue,
Ergötzen stets aufs Neue;
Drum, Lieb' und Karten, ewig sey's verbannt!
Heil dem nur, der das Saitenspiel erfand!

Emilie (singt).

Franz (zu ihren Füßen).

Ja, holde Emilie! verbannen sie die Karten auf ewig! aber nicht die Liebe! Zu ihren Füßen schwöre ich. —

Emilie.

Wenn ich trauen dürfte. —

Pauline.

Liebe Schwester, darauf kommts hier nicht

an. Wir hatten hier weiter nichts zu thun, als die zweite Sylbe darzustellen, das ist geschehn; nun wollen wir uns rüsten, das Ganze aufzuführen, und unterdessen mögen die schönen Damen und Herren sich die Köpfe zerbrechen.

Ueber
Theater = Coup's.

Die neuere After-Kritik hat eine Menge Worte, mit welchen sie — oft ohne selbst zu wissen, warum? — eine gehässige Bedeutung verbindet, und die ihr, in Ermangelung besserer Gründe, dazu dienen, einen Autor, den der Kritiker als Mensch nun einmal nicht leiden kann, kurz und gut herabzuwürdigen, ohne der beschwerlichen Gründe zu bedürfen. — Dahin gehört auch das Wort Theater-Coup, welches die Schlegelsche Schule mir jedesmal richtig in den Bart wirft, wenn Eines meiner neuen Stücke so unhöflich war, dem Publikum zu

gefallen. Diesen Beifall, der, je nachdem der Autor *heißt*, von der *Schlegelschen Schule* bald geringschätzig behandelt, bald sehr geltend gemacht wird, sollen nun meine Stücke gewöhnlich den *Theater-Coup's* verdanken; wobei man sich aber nicht die Mühe nimmt, zu erklären, *was denn eigentlich ein Theater-Coup sey?* Weil man wohl fühlt, daß das Wort alsdann nicht mehr so brauchbar seyn würde. Ich will hier eine Definition davon geben, die so lange gelten mag, bis Einer unserer vornehmen Kritiker eine andere, und, wohl zu verstehen, eine *bessere* an ihre Stelle setzt.

Ein *Theater-Coup* ist also *ein interessanter und überraschender Moment eines Schauspiels, der nicht blos vernommen, sondern auch gesehen wird, der aber ohne Zwang aus der Handlung hervorgeht.*

Nach dieser Distinktion brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß ich mir etwas darauf einbilde, wenn meine Stücke gute Theater-Coup's enthalten, und daß ich der Meinung bin, die besten Stücke der Alten und Neuern haben dergleichen aufzuweisen. Ist denn die Erscheinung Apolls im Schlegelschen Jon, oder die der Minerva im Jon des Euripides etwas Anders als ein Theater-Coup? — Die Erscheinung des Geistes in der Scene zwischen Hamlet und seiner Mutter, das Führen des blinden Lear auf die vermeinte Spitze eines Felsen; Bankos Geist bei Macbeths Gastmahl; der Selbstmord des Sklaven Eros in der Octavia, u. s. w. sind lauter ächte Theater-Coup's. Es giebt aber auch unächte, wo die Bedingung mangelt, daß sie ohne Zwang aus der Handlung hervorgehen sollen, und ich mag nicht dafür stehen, daß auch

in meinen Stücken dergleichen gefunden werden, doch gewiß sehr selten. Es ist leicht in diesen Fehler zu fallen, und bessere Dichter, als ich, sind nicht frei davon geblieben. So z. B. ist die Erscheinung des Teufels in der Jungfrau von Orleans (die ich übrigens als ein Meisterstück von Herzen anerkenne) ein unächter Theater Coup, denn er geht nicht aus der Handlung hervor, und kann auch, dem Ganzen unbeschadet, weggelassen werden.

Bücher = Auction

im

Jahr Dreitausend Zweihundert und eilfe.

Ein Fragment.

Der Schauplatz ist in Irkuzk.

Die gegenwärtigen Personen sind: der Auctionator und die Herren B., C., D., E., 2c.

Der Auctionator
(tritt auf und spricht:).

Meine Herren! heute soll eine kostbare Bibliothek von lauter deutschen Werken verkauft werden, meistens zu der Zeit geschrieben, als Künste und Wissenschaften noch in Deutschland blühten, die nachher, wie Ihnen bekannt ist, zu uns gewandert sind, dergestalt, daß Irkuzk anjetzo als der Mittel-

punkt der Literatur zu betrachten ist. Vor vierhundert Jahren aber, besonders im 18. und 19. Saeculo (etwa dreihundert Jahr vor dem gewaltigen Erdbeben, bei welchem die Hälfte von Deutschland bis an ein gewisses Gebirge, der Harz genannt, versank und zu einem See wurde), gab es manches große Genie unter den Deutschen. Der Verstorbene, in dessen Wohnung wir hier versammelt sind, war immer ein eifriger Liebhaber von der deutschen, nunmehr schon längst todten Sprache, obwohl es mir scheint, daß sie mit der tungusischen, welche wir jetzt zu einem so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht haben, an Reichthum und Lieblichkeit keineswegs zu vergleichen sey. Aber der Verstorbene dachte anders. Er wandte einen Theil seiner großen Reichthümer an, um in den wüsten Gegenden Deutschlands, wo man noch Spuren vernünftiger Städte antrifft, nachgraben zu

lassen; seine Mühe wurde reichlich belohnt. Er fand darin ein ganzes Landhaus, in welchem zwar keine Bilder befindlich (denn die Deutschen waren keine Liebhaber von der Reinlichkeit), aber dagegen eine schöne, wohlerhaltene Bibliothek; denn im Sammeln waren die Deutschen immer allen ihren Nachbarn überlegen. Des Wohlseligen Liebe zu den Wissenschaften trieb ihn sogar selbst einmal zu der gefahrvollen Reise in jene verödeten Länder; er hat die Barbaren am Rhein und an der Elbe besucht; er hat ihre rohen Sitten und Gewohnheiten studirt, und ist endlich mit literärischen Schätzen beladen, zu den blühenden Ufern des Irtisch und des Baikal zurückgekehrt. Noch zwanzig Jahre genoß er die Früchte seines Fleißes, bevor er starb. Seine Witwe ist jedoch gesonnen, die Bibliothek zu verkaufen, wie das so gewöhnlich zu geschehen pflegt, und wir wollen also anjetzo den Anfang damit machen.

Hier ist No. 1. eine Dissertation vom Jahre Zweitausend Einhundert [illegible] und siebenzig; in welcher bewiesen wird, daß doch wirklich einmal ein M. S. G. existirt habe.

Herr B. [illegible]

Oho! ich habe immer geglaubt, dieser Punkt sey längst entschieden!

Herr [illegible]

Allerdings, ein solcher Schriftsteller hat nie gelebt.

Herr D. [illegible]

Ich bitte um Vergebung, die Meinungen der Gelehrten damaliger Zeit sind sehr getheilt darüber.

[illegible] ihre [illegible]

Noch im Jahr Zweitausend Einhundert und sechzig erschien ein Gelehrten-Lexicon, in welchem ein solches G. ausdrücklich genannt ist.

Herr B.

Zugegeben, aber die Deutschen waren selbst eine Zeitlang darüber im Irrthum.

Herr A.

Der Name S— war, glaub' ich, ein Nomen collectivum, und wurde gebraucht, um einen übermüthigen Knittel, oder einen von Dünkel strotzenden Gelehrten, zu bezeichnen; so wie die Franzosen einen Nouvellisten Sycophant zu nennen pflegen, ohne daß man deswegen behaupten könnte, es habe wirklich einen Menschen Namens Sycophant gegeben.

Herr D.

Sie irren, meine Herren. Wir haben einen alten deutschen Volksdichter aus dem achtzehnten Jahrhundert, Namens Bürger, der dieses S—'s. schon in einem Sonnett erwähnt, einer Gattung von Gedichten, die bei dem damaligen Ueberhandnehmen des verdorbenen Geschmacks häufig zu Tage gefördert wurde.

Herr B.

Dieß Gedicht soll nicht ächt, sondern von einem neuen Commentator hinzugefügt worden seyn.

Herr D.

Wie können Sie das bezweifeln?

Herr B.

Der alte Volksdichter nennt den [illegible] in einen jungen Adler, und erwähnt gewaltig viel von seinem ersten Flug und Ausfluge. Da nun aber von den Werken dieses jungen Adlers gar nichts bekannt geworden, so könnte er auch wohl gar nicht existirt haben.

Herr D.

Er kann ja auch früh gestorben seyn.

Herr B.

Oder seine Werke sind verloren gegangen.

Herr C.

Mir ist wahrscheinlicher, daß der alte Volksdichter die Kritik seines Zeitalters hat persifliren wollen.

Herr B.

Wenigstens bleibt so viel gewiß, daß von dieses S—'s Werken kein Buchstabe bis auf uns gekommen.

Herr D.

Aber gleichzeitige Schriftsteller erwähnen seiner doch [illegible] [illegible] [illegible] sehr [illegible] [illegible], aber immer auf eine Art, die sich sehr leicht auf eine genaue [illegible] Kritik [illegible] läßt, ohne daß es nöthig sey, deshalb [illegible] anzunehmen. Schwerlich läßt sich auch alles dasjenige, was von seinen unbegränzten [illegible] gesagt wird, in Einer Person vereinigt denken.

Herr [illegible].

Schon der Umstand, daß man wenige Jahrhunderte nach jener Zeit eine Dissertation über G—'s Existenz schreiben konnte und mußte, beweist, dünkt mich, zur Gnüge, daß er nie gelebt hat.

Herr D.

Verzeihen Sie, mich däucht, das würde höchstens beweisen, daß er sich selbst sehr bald überlebt hat, und vergessen worden ist.

Herr K.

Nun ist es nicht der Mühe werth, daß wir länger darüber streiten? Sechs Pfennige für die Dissertation.

Ja, aber [illegible]

Sechs Pfennige zum Ersten — sechs Pfennige zum Andern — sechs Pfennige zum Dritten — und (es wird zugeschlagen).

Wir wollen nun sogleich zu den Klassikern übergehen. Hier ist ein vollständiger und sehr wohl conservirter Wieland.

Herr [illegible]

Hundert Thaler.

Herr K.

Zweihundert.

Herr M.

Zweihundert und funfzig.

Herr C.

Meine Herren, bemühen Sie sich nicht! Ich habe vom Herzog von [illegible] Kammer

[illegible]mission bis auf Tausend Thaler und drüber, wenn es seyn muß.

(Das Exemplar von Wieland wird für Tausend Thaler zugeschlagen.)

Auctionator.

Hier sind Lessings Werke.

Herr B. ersteht sie für Achthundert Thaler im Namen des Grafen von K[illegible]ur.

Auctionator.

Schillers sämmtliche Werke.

Es wird wacker geboten, aber D. hat Kommission vom Kaiser von China, der (mit Ausnahme der Turandot, welche er nicht für eine Chineserin anerkennen will) eine seines Ranges und seines Geschmacks würdige Summe dazu bestimmt.

Auctionator.

Göthe's vollständige Werke.

Herr E.

Die vollständigen? Sie gehören nicht unter die Classiker.

Herr D. ersteht sie für zehn (Dinad'ors).

Auctionator.

Der schöne Auszug aus Göthe's Werken, der funfzig Jahre nach seinem Tode herauskam. Er enthält Tasso, Iphigenia und einige Andere, in fünf Bänden.

Herr B.

Ist der Groß-Cuphta darunter?

Auctionator.

Nein.

Herr C.

Auch nicht die Zauberflöte?

Auctionator.

Nein.

Herr D.

Auch nicht was wir bringen?

Auctionator.

Nein.

Herr E.

Nun denn Zweihundert Thaler.

Herr B.

Dreihundert. —

Herr C.

Vierhundert. —

Herr E.

Fünfhundert.

Es wird noch eine Weile fortgeboten und endlich dem Herrn B. für die Universität zu Kurgan zugeschlagen rc. rc.

Auctionator.

Hier ist eine Sammlung von deutschen Philosophen bis auf die neuesten Zeiten. Der Folgende hat immer dem Vorhergehenden bewiesen, daß er nichts verstand, hingegen seine, des Nachfolgers Philosophie, die einzig wahre und einzig mögliche sey. Da sind Leibnitz und Wolf. Hier Kant, ihr Sieger; hier ist Fichte, der Kant verschlungen hat, und hier Schelling, der Fichte verschlang, hier ist X., der Schelling vom Throne stürzte, und Y., der X.

annihilirte, und Z., der klar bewies, daß Y. mit allen seinen Vorgängern nicht wüßten, was sie wollten. Kurz, hier sind noch dreißig oder vierzig, von welchen der Letzte Recht behalten hat, weil das Erdbeben dazwischen kam. — Wer bietet? —

Herr B.

Vier Groschen. —

Herr C.

Acht Groschen.

Auctionator.

Acht Groschen zum Ersten — acht Groschen zum Andern —

Ein Gewürzkrämer.

Ei, das ist doch auch gar zu wenig. Einen Gulden. Die Anwesenden lächeln, der Gewürzkrämer siegt, und läßt seine Beute auf einem zweispännigen Karren nach Hause fahren.

Die
Liebe läßt sich nicht täuschen.

Ein Feenmährchen.

Ein großer Zauberer und eine gewisse Fee liebten sich schon so lange, daß sie endlich anfingen sich zu hassen. Indessen wollten doch beide noch immer scheinen sich zu lieben, weil sie sich wechselseitig fürchteten; denn ihre Macht in der Geisterwelt war einander so ziemlich gleich. Desto ungleicher waren ihre Gemüther. Die Fee Murrbrulli war ein excentrisches Wesen, immer hoch oben oder tief unten, nie auf der sichern Mittelstraße; sie liebte und haßte wüthend; sie beschützte mit Heftigkeit und verfolgte mit Hitze; sie that Gutes und Böses, bereuete

das Eine wie das Andere, und kurz, sie war das beste und abscheulichste Weib; der Zauberer Todeldu hingegen ein guter Teig von Menschen, der seine Macht zu schaden selten mißbrauchte. Indessen war er von der Natur doch eigentlich zum beherrscht werden, und nicht zum herrschen bestimmt; denn er that das Gute aus Neigung und das Böse aus Gefälligkeit für Andere. So hatte er zum Beispiel die Fee Tidelda auf eine kurze Zeit von ein paar Tausend Jahren ihre Gestalt und ihre Macht beraubt, weil sie sich unterstanden hatte, gegen einen gewissen Sylphen zu behaupten, Murrbrulli habe eine Warze am Kinn. Eben so übel war es dem Zauberer Marrbrall ergangen, der den lästerlichen Zweifel hegte, Murrbrulli verleugne ihr wahres Alter, wenn sie sich für eine junge Dame von kaum sechs hundert Jahren ausgäbe. Schade nur, daß das Sicksal, indem es ihrer Rache diente,

zugleich unwiderruflich festsetzte: „daß an dem Tage, an welchem die Bezauberung der Besiegten aufhören werde, die der Sieger ihren Anfang nehmen solle.“ Marrbrulli und ihre Anbeter wußten es, aber die Erste wußte auch, daß sie wenigstens noch Tausend Jahre ihres Frühlings genießen könne, ehe es dahin kommen werde, und ihr jugendlicher Leichtsinn entwölkte jeden Blick in die Zukunft; dem Andern hingegen war nicht wohl bei der Sache zu Muthe und man muß gestehen, daß die Gewißheit, man werde für eine Frau leiden, die man vor fünfhundert Jahren liebte, und seit fünfhundert Jahren haßt, eben nicht sehr tröstlich ist.

Eines Tages gingen sie mit einander spatzieren und hatten Langeweile; das wollten sie sich aber einander nicht sagen, und sagten sich also lieber gar nichts. Desto deutlicher vernahmen sie das Gespräch von ein

paar jungen Leuten, welche keine Langeweile zu haben schienen und sich außerordentlich viel zu sagen hatten. Ein Gespräch von Liebe und Zärtlichkeit ist wie das Kunstwerk einer Kugel, welche durch manche Krümmung herabrollt, immer wieder durch eine Feder hinaufgeworfen wird, und ihren endlosen Lauf von neuem beginnt. Lange kann man das nicht ansehn, es ermüthet den Zuschauer; so wie den Zuhörer ein Gespräch von Liebe und Zärtlichkeit, das auch immer wieder von vorne anfängt.

„Hören Sie wohl, was die jungen Leute schnickschnaken?" fragte Todeldu.

„Freilich höre ich es," antwortete Murrebrulli mürrisch.

Der Zauberer (mit vieler Gelassenheit). „Das nemliche haben wir uns sehr oft gesagt."

Die Fee (mit vieler Lebhaftigkeit). „Es ist so lange her, daß ich mich dessen kaum noch erinnere und daher zu schweigen bitte, weil ich Lust habe, noch ein wenig zuzuhören."

Der Zauberer schwieg, aber Murrbrulli hörte doch nicht zu; denn ihre Augen verdrängten diesmal ihre Ohren, weil Almandor wirklich ein sehr schöner schlanker Jüngling war. Von dem Mädchen, welches Zilmee hieß, konnte sie gar nicht begreifen, wie das kleine Ding einen so mächtigen Eindruck habe hervorbringen können; desto besser hingegen begriff es Todeldu, dem Almandor zwar ganz gut gewachsen, aber sehr links und unmanierlich vorkam.

Es entspann sich ein leises Selbstgespräch in der Brust der Zeugen: „Diese jungen Leute sind sehr glücklich — beinahe möchte man sich darüber ärgern — wenn man dieses Glück stören — oder theilen — oder auf

sich übertragen könnte — aber wie? soll man dem alten Liebhaber, der alten Geliebten, seine Wünsche merken lassen? — Jeder begehrt vielleicht ins Geheim dasselbe, aber wer wird zuerst reden? — wer ein Stillschweigen brechen, das sie beide drückt?"

„Es scheint, mein Herr," hob endlich die Fee an (denn in Wendungen sind die Damen Meister), „daß dieses Schauspiel Sie sehr ergötzt?"

„Warum nicht, Madam? wenn es Ihnen Vergnügen macht." — „Vergnügen? o ja, in so fern es Sie interessirt, wünschte ich wohl es zu verlängern."

„Das wird nur von Ihnen abhängen. Wir können ja die jungen Leute auf eine gute Art nöthigen, länger bei uns zu verweilen."

Dieser Rath wurde mit innerer Begierde und äußerer Kälte angenommen und die gute Art, wie man ihn ausführte, bestand in einer ganz kleinen Feerei, vermittelst welcher die jungen Leute nicht mehr wußten, wo sie waren. Eigentlich war dazu gar keine Zauberei vonnöthen; denn sie wußten es ganz natürlicher Weise schon lange nicht mehr, und bekümmerten sich auch gar nicht darum. Der Ort, wo Murrbrulli und Todeldu sie fanden, war eine wüste Einöde, das hatten sie aber nicht bemerkt. Jetzt wandelten sie plötzlich in bezauberten Gärten unter den Säulen-Gängen eines schimmernden Pallastes, und das bemerkten sie eben so wenig.

Die Fee wurde ungeduldig. „Diese albernen Kinder werden endlich aus lauter Liebe, der Himmel weiß, was vergessen, wenn wir ihnen nicht bald erscheinen.“ Sie er-

schienen also. Zilmee erblickte sie zuerst, denn Almandor sah nur Zilmee. „Ein paar Fremde kommen uns entgegen" lispelte das Mädchen. „Laß uns umkehren," sagte Almandor.

„Wer bist Du?" fragte die Fee den Jüngling. — „Ich bin Zilmee's Geliebter." — „Aber Dein Rang, Dein Vermögen?" — „Ich habe nichts als Zilmee's Liebe." — „Was willst Du? Was wünschest Du?" — „Ewig von Zilmee geliebt zu werden." — Der Zauberer richtete an das Mädchen ungefähr die nemlichen Fragen, und erhielt ungefähr die nemlichen Antworten.

„Wo wollt Ihr hin? seht Ihr nicht, daß es Nacht wird?" — „Nein wahrhaftig, das haben wir nicht bemerkt." — „Ihr wißt doch, daß es unschicklich ist, wenn Liebende in der Dämmerung herumschleichen?" „Unschicklich?

Warum?" — „Weil — weil man in der Dämmerung allerlei Zufällen unterworfen ist. Ihr seyd unerfahrene Kinder, man muß Euch leiten." — „Uns leitet die Liebe." — „Ein Kind wie Ihr, und noch obendrein ein blindes Kind. Dankt dem Zufall, der Euch hieher führte; wir wollen Euch diese Nacht in unserm prächtigen Pallast beherbergen." — „Uns genügt ein Strohdach." — „Aber doch mindestens eine Wand zwischen Euch?" — „Unsere Seufzer würden sie durchdringen." — „Genug, man wird sich Eurer annehmen, weil Ihr verlassen herumirrt." — „Verlassen? die Liebe ist mit uns." — „O mein Gott! brummte die Fee; „schweigt endlich einmal von Eurer Liebe!" — „Wovon sollen wir denn reden? wir wissen nichts Anders." — „Nun so redet mit den Marmorwänden!" rief sie empfindlich, indem sie die Zauberruthe schwang, und plötzlich sah sich Zilmee allein in einem Zimmer, dessen Glanz tausend Augen, aber

nicht ein einziges Herz zu blenden vermochte. Freilich giebt es auch gewöhnlich Tausend Augen gegen Ein Herz.

„Wo ist Almandor?“ rief das arme Mädchen; indessen der Jüngling in einer ähnlichen Lage, „wo ist Zilmee?“ rief. „Wo ist mein Geliebter? was macht er? was denkt er?“ — Unzählige Male verhallten diese Klagen an den todten Mauern; aber selbst Marmorwände beseelt die Liebe, und plötzlich erschien an der Mauer eine Flammenschrift:

Fürchte nichts für den Geliebten,
Er ist ein willkommner Gast;
Aber heile den Betrübten,
Den Du tief verwundet hast.

Körperwelt und Geister beugen
Sich gehorsam, wenn er spricht:

Doch von seiner Liebe schweigen,
Zilmee! ach! das konnt' er nicht.

Wenn diese Verse auch nur mittelmäßig wären, so waren sie doch das Werk eines Zauberers, und hätten folglich eben so gut verdient, mit Druckerschwärze in einem Musenalmanach, als mit Flammenschrift an einer Mauer, zu prangen. Indessen würde das Erstere doch eben so wenig Eindruck auf die unempfindliche Zilmee gemacht haben, als das Letztere wirklich machte. Sie zitterte für Almandor. Sie begriff, daß ein Nebenbuhler doch nichts anders seyn könne, als ein Nebenbuhler, und folglich ein feindseliges Geschöpf. Doch zitterte sie in der That ohne Ursache, denn beiden wurde mit der liebevollsten Aufmerksamkeit begegnet, beider Wünschen suchte man zuvorzukommen: leider hatten sie aber nur Einen Wunsch,

nemlich den, sich zu sehen, und dieser Einzige blieb unerfüllt.

Um zu erforschen, welche Würkung seine Flammendichtkunst gethan, beschloß der Zauberer, die schöne Gefangene zu besuchen. Er folgte darin dem Beispiel der Fee, die er bei Almandor vermuthete, und wie ließ sich wohl ein Liebhaber williger betrügen und williger zur Verhaltung finden. Mit der Zauberkraft, welche er besaß, suchte er den Zauber der Beredsamkeit zu verbinden, welchen er nicht besaß; er wollte Zilmee beruhigen und beruhigte sie nicht. Indessen war er doch bescheiden genug, bei dieser ersten Zusammenkunft nicht mehr zu wagen. Die Fee hingegen sprach dreister. Sie mahlte dem Jüngling eine glänzende Zukunft. „Fürchte nichts," sagte sie, „und hoffe Alles." Wenig Worte von großer Bedeutung; nur eine Fee durfte sich das erlauben.

Der undankbare Almandor unterhielt sie von Zilmee. Sie schilderte die Liebe mit glühenden Farben, er seufzte und nannte Zilmee. Sie verhieß ihm die seligste Zukunft, und er fragte unbescheiden: „Wie? ohne Zilmee?"

Was war natürlicher, als daß sie ihn endlich nicht in der besten Laune verließ. Wenn eine Frau, um sich an ihrer Nebenbuhlerin zu rächen, nur wollen darf, so ist es beinahe ausgemacht, sie werde wollen. Da aber die Fee verrieth, daß das Mädchen den Zauberer eben so sehr interessire, als der Jüngling sie; so beschloß sie vorher mit ihm Rath zu pflegen, doch ohne ihm ihre Gesinnungen merken zu lassen; denn glücklicher Weise erstreckte sich ihre gegenseitige Macht nicht bis auf einen Blick in das Herz; eine Macht, die bei vieljährigen Geliebten oft gefährlich werden könnte.

„Nun, mein Herr?“ fragte sie mit anscheinender Gleichgültigkeit; „was sollen wir mit den Kindern anfangen?“ — „Was Ihnen gefällt, Madam.“ — „Mein Gott! reden Sie nicht immer wie ein Ehemann. Antworten Sie bestimmt.“ — „Wohlan! ich glaube, wir könnten diesen Kindern keine größere Freude machen, als wenn wir sie vereinigten.“ — „Freilich — ja — ich bin es zufrieden — aber ich wünschte doch noch etwas länger mich an ihrer Verlegenheit zu ergötzen.“

Der Zauberer ergötzte sich an der Verlegenheit der Fee. „Das kann hernach immer noch geschehen, sagte er; aber fürs Erste wünschte ich wohl, daß wir sie auf einige Minuten zusammen brächten; die furchtsamen Geschöpfe möchten sonst Wunder glauben, was dem Abwesenden widerfahren sey.“ — Eigentlich wollte er sich durch diese Gefälligkeit bei Zilmee einschmeicheln. Die Fee

konnte nichts Vernünftiges dagegen einwenden und durch etwas Unvernünftiges würde sie sich verrathen haben; denn sie glaubte noch immer (was die Verliebten gemeiniglich glauben), daß sie ihre neue Leidenschaft sehr künstlich vor Jedermanns Augen zu verbergen wisse.

Die jungen Leute sahen sich also, und sahen nichts als sich. Der Zauberer und die Fee waren diesmal sichtbare Zuschauer, aber das störte sie nicht. Murrbrulli's Fächer rauschte auf und nieder. „Wahrhaftig,“ sagte sie, „die Kinder werden sich noch mit den Augen verschlingen. Für uns sind sie taub und blind.“ — „Die Liebe, Madam,“ — versetzte der Zauberer gelassen und mit Achselzucken. — „Aber man muß doch den Wohlstand beobachten. Sehn Sie denn nicht, daß er Ihr die Hand schon zwanzigmal küßt?“ — „Freilich, er treibt es ein wenig

arg." — „Und die kleine unbesonnene Dirne, reicht sie ihm nicht die andere Hand auch dar?" — „Sie haben Recht, Madame," antwortete Todeldu, etwas bewegt, „er könnte wohl mit der Einen zufrieden seyn, und es giebt Leute, die ihm auch diese beneiden würden." — „Aber ums Himmelswillen! sehen Sie nur! war das nicht ein Kuß?" — Jetzt verlor der Zauberer das Gleichgewicht: „Ein Kuß! wie?" — Almandor ließ ihn nicht lange in Zweifel, ob es würklich ein Kuß gewesen sey oder nicht, er wiederholte den Versuch mit so vieler Wärme, daß den Zuschauern das Blut in den Adern erstarrte.

Murrbrulli sprang auf. „Fräulein!" rief sie mit dem Ton einer alten Aebtissin; „da Sie vermuthlich eine Art von Erziehung genossen haben, so darf Ihnen nicht unbekannt seyn, daß man gewisse Gelegenheiten vermeiden muß." — „Welche Gelegenheiten?"

„Die zu gewissen Freiheiten führen könnten." — „Welche Freiheiten?" — „Zum Beispiel; der Kuß." — „Ist das Alles?" — „Nun ist das noch nicht genug?" — „Genug? ich weiß es nicht." —

Der Zauberer (bei Seite). „Desto besser!"

Die Fee. „Armes Ding, Du scheinst mir so unerfahren, Deine Erziehung so vernachläßigt — wer war Dein Vater?" — „Ich weiß es nicht;" antwortete Zilmee. — „Aber Deine Mutter?" — „Auch das weiß ich nicht." — „Wer hat Dich denn erzogen?" — „Eine unsichtbare Hand." — „Welche Menschen umgaben Dich?" — „Keine." — „Und der erste, den Du sahst?" — „War Almandor."

„Und Du?" fragte der Zauberer den Jüngling.

„Ich weiß nicht, wer ich bin, noch wer meine Eltern waren. Lange Zeit habe ich einen alten Thurm bewohnt. Ein unsichtbares Wesen versorgte mich mit Allem, was ich bedurfte. Ich lernte reden, ohne zu wissen, wozu man die Sprache gebraucht, und ob ich sie jemals gebrauchen würde. Jahre verflossen, aber ich wußte nicht, was ein Jahr sey. Als mein unsichtbarer Gefährte mir sagte: ich zählte deren zwölfe, da hatte mir nichts gefehlt, und nichts Langeweile gemacht. Als aber von funfzehn und sechszehn die Rede war, da schien mir Alles zu fehlen, und Alles machte mir Langeweile.“

„Und welche Ideen erwachten damals?“ fragte Murrbrulli mit schmachtenden Blicken.

„Madam,“ versetzte Almandor, „meine Ideen waren dunkel und verworren; Zil-

mee's erster Anblick gab ihnen Licht und Ordnung."

„Fahren Sie fort in Ihrer Geschichte, junger Herr!" stotterte die Fee empfindlich und Almandor gehorchte.

„Der Tag meiner Befreiung erschien, ein Erdbeben erschütterte die Grundfeste des Thurms; er stürzte krachend zusammen, doch ohne mich zu beschädigen. Ich sah mich plötzlich frei, um im nächsten Augenblicke auf ewig gefesselt zu werden. Ohnfern meines zerstörten Gefängnisses stand noch ein anderer Thurm, der dem Meinigen sehr ähnlich war. Noch hatte die bebende Erde ihn nicht aus seinen Wurzeln gehoben, aber schon wankte er, und unterirdische Flammen leckten an ihm herauf. Eine plötzliche Stimme scholl von dorther, es war die erste Menschenstimme, die mein Ohr hörte; eine unbekannte Regung trieb mich dahin, Zilmee streckte ihre run-

den Arme bittend aus der Oeffnung des Gewölbes. Wie ich es anfing, hinauf zu kommen, wie ich sie in meine Arme faßte und wie ich wieder mit ihr herabkam? das fragen Sie mich nicht, Madam; ich weiß es nicht. Genug, als die Steine des zertrümmerten Thurmes um uns herrollten, standen wir schon Eines in des Andern Blicken verloren, so wie —

„Ja, ja," unterbrach ihn Murrkrulli; „so wie ich das schon öfters gesehn habe. Verlieren Sie nur nicht den Faden Ihrer Erzählung."

„Mitten aus rauchenden Ruinen," fuhr Almandor fort, „schwebte eine liebliche Gestalt herauf. Fürchtet Euch nicht, sprach der freundliche Genius! ich bin es der Eure Fesseln zerbrach. Um der Gefahren willen, die Euch drohten, mußtet Ihr so lange in jenen

Kerkern schmachten. Die Gefahren sind vorüber, Ihr seyd frei. Liebt Euch eben so sehr, als Eure Eltern sich hassen." — „Wie!" rief ich voll Unruhe, „Zilmee ist meine Schwester?" — „Nein," sagte der Genius lächelnd, „aber des Schicksals Schluß nöthigte den Zauberer, deinen Vater, sich mit der Fee, Zilmeen's Mutter, zu verbinden. Die versammelte Geisterwelt glaubte durch dieses Mittel ihren ewigen Zänkereien ein Ende zu machen; aber die versammelte Geisterwelt betrog sich, und hat nunmehr beschlossen, diejenigen, die sie aussöhnen will, nie wieder mit einander zu verheirathen." — „Wo finden wir unsere Eltern?" fragte ich hastig? — „Ihr würdet Sie vergebens suchen;" versetzte der Genius. „Sie wurden das Opfer der Rache eines Mächtigeren; aber Du, Almandor, bist bestimmt, dieser Rache Grenzen zu setzen." — „Wie? was muß ich thun?" — „Die Stunde ist noch nicht ge-

kommen," sprach der verschwindende Geist, „aber sie wird kommen." —

„Sie wird nicht kommen!" murmelte die Fee zwischen den Zähnen; „ich werde es schon zu finden wissen." Ein Schlag ihrer Zauberruthe, versetzte die Liebenden zurück in die kostbaren langweiligen Zimmer.

„Nun, mein Herr!" begann die Fee, als sie sich mit Todeldy allein sah, „gestehen Sie, daß wir mit all unserer Kunst eine sehr alberne Rolle spielen. Hätte der Zufall uns nicht entdeckt — denn hoffentlich haben Sie doch wohl gemerkt, wer die jungen Leute eigentlich sind?" — „Was sollte ich nicht!" versetzte der Zauberer; „Marrsheall ist Almandor's Vater. — „Recht, und Tidelda Zilmee's Mutter. Nun ist es klar, wie die Kinder unsern Nachforschungen entgehen konnten. Aber Sie wis-

sen auch, welche Gefahren uns drohen, wenn wir ihre Vereinigung nicht aus allen Kräften hindern." — „Wie können wir das?" — Ich weiß nur Ein Mittel: — wir müssen ihre Herzen durch andere Gegenstände zu fesseln suchen." — „Aber durch welche?" — „Freilich, ich weiß in der Geschwindigkeit Niemand, dessen wir uns dazu bedienen könnten — es müßte denn seyn — daß — um unserer Sicherheit willen — Sie selbst sich entschlossen — bei Zilmee den Liebhaber zu spielen." —

„Wenn Sie, Madam, die nemliche Rolle bei Almandor übernehmen wollten?" — „Ich weiß aus Erfahrungen, mein Herr, wie liebenswürdig Sie seyn können, wenn Sie wollen."

„Und Sie, Madam, wenn Sie die Reize, welche Natur und Kunst Ihnen verliehen, auf Almandor's Herz würken lassen. —

„Es wird mir schwer ankommen, doch um Ihnen einen Beweis meiner Gefälligkeit zu geben" —

„Ich danke Ihnen, und verspreche, daß Sie mich nicht minder bereitwillig finden sollen." —

So hatten sich endlich beide des drückenden Zwanges entladen, und konnten nun mit Muse gemeinschaftlich überlegen, wie ihr Zweck am sichersten zu erreichen sey. Sie fielen endlich auf ein Mittel, welches zu versuchen sie sich augenblicklich trennten.

Zilmee schmachtete in ihrem glänzenden Kerker. Es wurde Abend, man trug ihr die niedlichsten Speisen auf, sie rührte sie nicht an. „Man ißt, um zu leben," sagte sie, „und ohne Almandor will ich nicht leben." „Lebe! lebe für Almandor!" rief die Stimme des Geliebten: „er kömmt! er ist Dir wieder gegeben!" Die Thüren

flogen auf. — Almandor stürzte herein — ein freudiges Ach! entbebt Zilmee's Lippen; — sie will Ihm entgegen eilen, sich in seine Arme werfen — aber was ist das? welche unbekannte Macht hält sie zurück? warum empört sich ihr Herz? Dreimal breitet sie die Arme nach ihm aus, dreimal fesselt sie ein unerklärbarer Widerwille. Ein schmerzlicher Seufzer stirbt auf Ihren Lippe, mit verworrener Stimme wendet sie dem Geliebten den Rücken, will fliehen, und sieht ihn mit Entsetzen zu ihren Füßen.

„Wie!" rief Almandor; „Du fliehst mich!" Er ergreift ihre Hand, die nemliche Hand, die sie ihm sonst so gern darreichte; sie zieht sie zurück. „Du raubst mir Deine Hand? Du liebst mich nicht mehr? — „Ach! Almandor!" schluchzte Zilmee; „beklage mich! beklage mich! beklage das unglücklichste Geschöpf! — ich liebe Dich nicht mehr! —

„Götter! was soll aus mir werden, wenn Zilmee mich verläßt!“ — „Ach! Almandor! lieber, lieber Almandor! ist es möglich, daß ich Dich nicht mehr liebe! ist es möglich, daß Deine Gegenwart mich eiskalt macht!“ —

Es war sehr möglich, denn der vermeinte Jüngling, der zu ihren Füßen lag, war kein anderer als Todeldu, der sich in Almandor's Gestalt in ihr Herz schleichen wollte; aber die Liebe läßt sich nicht täuschen. Der Zauberer wurde das zu spät gewahr. „Geduld!“ sprach er bei sich selbst; eine Verleugung, die ihm Ehre macht, je seltner diese Tugend bei Leuten ist, in deren Macht es steht, sich ihrer zu überheben. Die Angst des armen Mädchens rührte ihn. „Ich gehe,“ sagte er laut, „und hoffe in einer günstigeren Stunde die Zilmee wieder zu finden, die ich gestern verließ.“ Er

ging wirklich. Zilmee wollte ihm nach⸗ eilen und blieb eingewurzelt stehen; sie wollte ihn rufen, und sein Name starb auf ihren Lippen.

Murrbrulli hatte indessen ihren Plan, ihrer Meinung nach, noch feiner angelegt. Als der seufzende Almandor einsam in seinen Gemächern herumirrt, glaubt er von ungefähr eine verborgene Tapetenthür zu fin⸗ den, die man zu verschließen vergessen hatte. Er entschlüpft mit Hast, eilt die Marmor⸗ treppe hinab, seine Blicke suchen Zilmee's Kerker, er schweift in den Gärten des Pal⸗ lastes umher, und so oft eine Nachtigall leise Töne flüstert, glaubt er in der Ferne die Stimme der Geliebten zu hören. — Plötz⸗ lich steht er vor einer Grotte — Himmel! täuscht ihn die Dämmerung? oder der Strahl des aufgehenden Mondes? ist es Zilmee, die auf jenem Bette von Rosen

[illegible]? — Sie ist es! endlich mein
[illegible] nicht? — Wie reizend sie da liegt! —
[illegible] geht die Liebe mich nicht zu ihren
[illegible]? — soll ich [illegible] ihren Schlum-
[illegible] zu unterbrechen? — Aber Liebe und
[illegible] werden mich entschuldigen. —
[illegible] zauberst Du, Almandor? rief
[illegible] wie einen [illegible] Traum im Traume? —
[illegible] Augen? — was ist das? fast zu flie-
[illegible], wirst Du unwillkührlich gerückt? —

Die Fee, welche, wie man leicht denken
[illegible], [illegible] als schlief, machte diese
[illegible] Bewegung [illegible]. Sie erwachte mit
[illegible], sprang auf und breitete ihre
[illegible] und [illegible] aus. Aber wie erstaunte
[illegible] bei jedem Schritte, den sie vor-
[illegible] that, Almandor zwei Schritte rück-
[illegible] wandte. Er [illegible] nicht
[illegible] darüber. „Mein Geliebter!“ rief
mit glühenden Blicken: „komm an mei-

nen Busen! Unsere Leiden sind geendigt, der Zauberer und die Fee willigen in unsere Verbindung.

„Wirklich?“ versetzte Almandor mit einem Tone, als ob sie ihm eine politische Neuigkeit erzählte. — „Himmel! welche Kälte? — Ach, ich weiß es nicht! aber jemehr ich Dich betrachte, je mehr fühle ich einen Abscheu, der demjenigen gleich ist, welchen ich für die Fee empfinde. — „Verwegener!“ — Fast hätte Murrbrulli sich verrathen, doch sie erstickte noch zu rechter Zeit ihre Drohungen in geheuchelten Thränen der Liebe.

„Nur durch Bezauberung,“ schluchzte Almandor, „konnte es unsern Feinden gelingen, mir Zilmee verhaßt zu machen. Ach! ich will zurück in meinen Kerker! dort werde ich wenigstens meine Liebe wieder finden!“

Er ging, die wüthende Fee sah, daß die Liebe sich nicht täuschen lasse;

kommen," sprach der verschwindende Geist, „aber sie wird kommen." —

„Sie wird nicht kommen!" murmelte die Fee zwischen den Zähnen; „ich werde es schon zu finden wissen." Ein Schlag ihrer Zauberruthe, versetzte die Liebenden zurück in die kostbaren langweiligen Zimmer.

„Nun, mein Herr!" begann die Fee, als sie sich mit Todeldu allein sah, „gestehen Sie, daß wir mit all unserer Kunst eine sehr alberne Rolle spielen. Hätte der Zufall uns nicht entdeckt — denn hoffentlich haben Sie doch wohl gemerkt, wer die jungen Leute eigentlich sind?" — „Was sollte ich nicht!" versetzte der Zauberer; „Marrhall ist Almandor's Vater. — „Recht, und Tidelda Zilmee's Mutter. Nun ist es klar, wie die Kinder unsern Nachforschungen entgehen konnten. Aber Sie wis-

sen auch, welche Gefahren uns drohen, wenn wir ihre Vereinigung nicht aus allen Kräften hindern." — „Wie können wir das?" — Ich weiß nur Ein Mittel: — wir müssen ihre Herzen durch andere Gegenstände zu fesseln suchen." — „Aber durch welche?" — „Freilich, ich weiß in der Geschwindigkeit Niemand, dessen wir uns dazu bedienen könnten — es müßte denn seyn — daß — um unserer Sicherheit willen — Sie selbst sich entschlossen — bei Zilmee den Liebhaber zu spielen." —

„Wenn Sie, Madam, die nemliche Rolle bei Almandor übernehmen wollten?" — „Ich weiß aus Erfahrungen, mein Herr, wie liebenswürdig Sie seyn können, wenn Sie wollen."

„Und Sie, Madam, wenn Sie die Reize, welche Natur und Kunst Ihnen verliehen, auf Almandor's Herz würken lassen. —

„Es wird mir schwer ankommen, doch um Ihnen einen Beweis meiner Gefälligkeit zu geben" —

„Ich danke Ihnen, und verspreche, daß Sie mich nicht minder bereitwillig finden sollen." —

So hatten sich endlich beide des drückenden Zwanges entladen, und konnten nun mit Muse gemeinschaftlich überlegen, wie ihr Zweck am sichersten zu erreichen sey. Sie fielen endlich auf ein Mittel, welches zu versuchen sie sich augenblicklich trennten.

Zilmee schmachtete in ihrem glänzenden Kerker. Es wurde Abend, man trug ihr die niedlichsten Speisen auf, sie rührte sie nicht an. „Man ißt, um zu leben," sagte sie, „und ohne Almandor will ich nicht leben." „Lebe! lebe für Almandor!" rief die Stimme des Geliebten: „er kömmt! er ist Dir wieder gegeben!" Die Thüren

flogen auf. — Almandor stürzte herein — ein freudiges Ach! entbebt Zilmee's Lippen; — sie will Ihm entgegen eilen, sich in seine Arme werfen — aber was ist das? welche unbekannte Macht hält sie zurück? warum empört sich ihr Herz? Dreimal breitet sie die Arme nach ihm aus, dreimal fesselt sie ein unerklärbarer Widerwille. Ein schmerzlicher Seufzer stirbt auf Ihren Lippe, mit verworrener Stimme wendet sie dem Geliebten den Rücken, will fliehen, und sieht ihn mit Entsetzen zu ihren Füßen.

„Wie!" rief Almandor; „Du fliehst mich!" Er ergreift ihre Hand, die nemliche Hand, die sie ihm sonst so gern darreichte; sie zieht sie zurück. „Du raubst mir Deine Hand? Du liebst mich nicht mehr? — „Ach! Almandor!" schluchzte Zilmee; „beklage mich! beklage mich! beklage das unglücklichste Geschöpf! — ich liebe Dich nicht mehr! —

„Götter! was soll aus mir werden, wenn Zilmee mich verläßt!“ — „Ach! Almandor! lieber, lieber Almandor! ist es möglich, daß ich Dich nicht mehr liebe! ist es möglich, daß Deine Gegenwart mich eiskalt macht!“ —

Es war sehr möglich, denn der vermeinte Jüngling, der zu ihren Füßen lag, war kein anderer als Todeldu, der sich in Almandor's Gestalt in ihr Herz schleichen wollte; aber die Liebe läßt sich nicht täuschen. Der Zauberer wurde das zu spät gewahr. „Geduld!“ sprach er bei sich selbst; eine Verleugnung, die ihm Ehre macht, je seltner diese Tugend bei Leuten ist, in deren Macht es steht, sich ihrer zu überheben Die Angst des armen Mädchens rührte ihn. „Ich gehe,“ sagte er laut, „und hoffe in einer günstigeren Stunde die Zilmee wieder zu finden, die ich gestern verließ.“ Er

ging wirklich. Zilmee wollte ihm nach-eilen und blieb eingewurzelt stehen; sie wollte ihn rufen, und sein Name starb auf ihren Lippen.

Muerbrulli hatte indessen ihren Plan, ihrer Meinung nach, noch feiner angelegt. Als der seufzende Almanzor einsam in seinen Gemächern herumirrt, glaubt er von ungefähr eine verborgene Tapetenthür zu finden, die man zu verschließen vergessen hatte. Er entschlüpft mit Hast, eilt die Marmor-treppe hinab, seine Blicke suchen Zilmee's Kerker, er schweift in den Gärten des Pallastes umher, und so oft eine Nachtigall leise Töne flüstert, glaubt er in der Ferne die Stimme der Geliebten zu hören. — Plötzlich steht er vor einer Grotte — Himmel! täuscht ihn die Dämmerung? oder der Strahl des aufgehenden Mondes? ist es Zilmee, die auf jenem Bette von Rosen

schlummert? — Sie ist es! erräth mein Herz sie nicht? — Wie reizend sie da liegt! — Warum zieht die Liebe mich nicht zu ihren Füßen? — soll ich fürchten ihren Schlummer zu unterbrechen? — Aber Liebe und Entzücken werden mich entschuldigen. — Warum zauderst Du, Almandor? rief sie nicht eben Deinen Namen im Traume? — Eile! fliege! — was ist das? statt zu fliegen, bebst Du unwillkührlich zurück? —

. . . .

Der Fee, welche, wie man leicht denken kann, nichts weniger als schlief, machte dieser Monolog lange Weile. Sie erwachte mit vieler Kunst, sprang auf und breitete ihre Arme nach ihm aus. Aber wie erstaunte sie, als bei jedem Schritte, den sie vorwärts that, Almandor zwei Schritte rückwärts taumelte. Er selbst erstaunte nicht weniger darüber. „Mein Geliebter!" rief sie mit glühenden Blicken; „komm an mei-

vom Busen! Unsere Leiden sind geendigt, der Zauberer und die Fee willigen in unsere Verbindung.

„Wirklich?" versetzte Almandor mit einem Tone, als ob sie ihm eine politische Neuigkeit erzählte. — „Himmel! welche Kälte? — Ach, ich weiß es nicht! aber jemehr ich Dich betrachte, je mehr fühle ich einen Abscheu, der demjenigen gleich ist, welchen ich für die Fee empfinde. — „Verwegener!" — Fast hätte Murrbrulli sich verrathen, doch sie erstickte noch zu rechter Zeit ihre Drohungen in geheuchelten Thränen der Liebe.

„Nur durch Bezauberung," schluchte Almandor, „konnte es unsern Feinden gelingen, mir Zilmee verhaßt zu machen. Ach! ich will zurück in meinen Kerker! dort werde ich wenigstens meine Liebe wieder finden!"

Er ging, die wüthende Fee sah, daß die Liebe sich nicht täuschen lasse;

aber sie spielte ihre Rolle fort, um den armen Jüngling desto sicherer zur Verzweiflung zu bringen. „Geh, Verräther!" rief sie ihm nach: „Deine kahlen Ausflüchte werden mich nicht hintergehen! die Liebe ist unabhängig von Zauberei, was sage ich! die Liebe beherrscht jeden Zauber! Geh! fliehe! entsage Deiner Zilmaïe auf ewig! so wie sie Dir entsagt!" — Bei diesen Worten entfernt sie sich schnell. Der verzweifelnde Almandor will ihr folgen, — und kann nicht.

„Was haben Sie ausgerichtet?" fragte Murbrulli, als ihr Todeldu im Vorsaal entgegen kam. — „Nichts. Und Sie?" — „Nichts!" „Was werden wir nun anfangen?" — „Ich denke, nichts! Die armen Kinder dauern mich, und mein Mitleid" — „Narren haben Mitleid!" versetzte die Fee wüthend. — „Aber gestehen Sie, Madam, daß unsere Leidenschaften uns schon zu man-

cher Thorheit verleitet haben." — „Welche Kleinheit, es zu bekennen." — „Die unedle Rache, zum Beispiel an Marrbrall und Tidelda, wegen" — „Schweigen Sie, mein Herr! jene verdienten ihr Schicksal. Tidelda, das lächerliche sanfte Geschöpf! Es war ein köstlicher Einfall, sie in einen Adler zu verwandeln. Mit der Sonne mag sie buhlen, und, wenn sie Lust hat, der ihre Schönheit streitig machen." — „Aber die Kleinigkeiten." — „Welche Kleinigkeit, mein Herr? ich hoffe nicht, daß Sie eine Warze im Gesichte eines schönen Weibes eine Kleinigkeit nennen werden? Wie konnte ich sie besser strafen, als indem ich sie in den Stand setzte, statt der Warzen auf meinem Gesichte die Sonnenflecken zu beobachten?" — „Spotten Sie nur, Madam. Aber wenn nun diese liebenswürdigen Kinder würklich bestimmt sind, uns Gleiches mit Gleichem zu vergelten?" — „Sie

sind ein Zaghafter. Sie wissen, daß Marbrall in seiner jetzigen Verwandlung nicht durch die Mauern zu dringen vermag, welche unsern Palast umgeben; und ob Tiderda über unsern Gärten in den Lüften schwebt, oder sich auf den Wipfel einer Ceder setzt, das gilt mir gleich; ihre Macht fürchte ich nicht." — „Nun, Madam, was wollen Sie denn eigentlich?" — „Ich will, daß diese albernen Kinder uns wider ihren Willen lieben sollen; ich will, daß Almandor-Zilmeren in Ihrer Gestalt erscheine, und Zilmee ihm in der Meinigen." — „Und was soll daraus werden?" — „Was weiß ich; eine lustige Scene der Verzweiflung, vielleicht eine Flucht in unsere Arme. Genug, mein Herr, ich will! Haben Sie mich verstanden?" — „Vollkommen."

. . . .

Diese Unterredung endigte sich auf die gewöhnliche Art, das heißt: Toteldu

mußte thun, was Murrbrulli haben wollte.

Indessen trieb der arme Almandor sich rastlos in den bezauberten Gärten herum, redete mit jedem Baume, tobte in der Grotte, schalt die Vögel, weil sie sangen, und den Bach, weil er murmelte; kurz, er that Alles, was ein verzweifelnder Liebhaber Wohlstands halber beobachten muß. Unter den Bäumen, welchen er sein Leid klagte, befand sich auch eine hohe Eiche, in deren Wipfel es plötzlich gewaltig rauschte. Ein Blitzstrahl fuhr vom heitern Himmel herab, und spaltete die Eiche von oben bis unten. Statt des Donners ließ sich eine Stimme hören:

Sey stark, Almandor, stark,
Durch dieser Eiche Mark!

Obgleich unser Held vormals von seinem unsichtbaren Lehrer im Thurme gehört hatte,

daß Achilles mit Löwenmark erzogen worden sey, so war ihm doch die Empfehlung des Eichenmarks, als ein Mittel sich zu stärken, völlig neu. „Was soll mir die Stärke? was vermag sie gegen Bezauberung! meine Liebe ist stark genug, und könnte irgend eine menschliche Kraft hier etwas ausrichten, so würde die Verzweiflung sie mir leihen!" — Aber merkst Du nicht, Almandor, daß etwas Uebermenschliches in dieser Begebenheit brütet? ein Bliz vom wolkenlosen Himmel, Ein Donner in Versen, dergleichen sieht und hört man nicht alle Tage. Diese Betrachtung zog ihn unwillkührlich zu der gespalteten Eiche, er griff hinein, um ihr Mark zu prüfen, und zog hervor — ein verrostetes Schwerdt. — „Ha! nun verstehe ich Dich, hülfreiche Gottheit! Du erbarmst Dich meiner Leiden, Du reichst mir ein Mittel, sie zu enden." Rasch kehrte er die Spitze

des Schwerdtes gegen seine Brust — da er- scholl zum Zweitenmale die Donnerstimme:

Halt! schone Deiner Mutter Blut!
Nur dann, wenn der Geliebten Tod
Durch Deines Vaters Stachel droht,
Dann zeige Deinen Muth!

Almandor empfing dieses Orakel mit aller der Ehrfurcht, welche man Dingen schuldig ist, die man nicht versteht. Er ver- barg das Schwerdt, so gut er konnte, und sann in den belaubten Gängen der Deutung jener geheimnißvollen Worte nach. Als er nun gerade so weit damit gekommen war, daß er einsah, er werde es nimmermehr ein- sehn, schlug er die Augen auf und erblickte in der Ferne die Fee, welche im Mond- schein auf ihn zuwandelte. „Ach!" sagte er, „da kömmt die verhaßte Fee. Laß uns um- kehren." Aber statt umzukehren, ging er etwas schneller.

Auch Zilmee hatte eine vernachlässigte

Tapetenthür gefunden, auch Zilmee war leichtfüßig entschlüpft, und unaufgehalten bis in den Garten gekommen. Unruhig schweifte sie umher, sah einen Blitz und wußte nicht, wo; hörte eine Stimme, aber verstand sie nicht. Der Zufall führte sie endlich in den belaubten Gang, in welchem ihr geliebter Orakeldeuter wandelte. „Ach!“ sagte sie, „da kömmt der Zauberer. Laß uns umkehren.“ Aber statt umzukehren, ging sie etwas schneller.

Wenn ein Mensch von Westen kömmt, und der Andere von Osten und sie beide schnell gehen, so kann es nicht fehlen, daß sie endlich zusammentreffen. „Welch ein sonderbarer Widerspruch meines Herzens!“ — sprach Almandor zu sich selbst: „ich konnte Zilmee fliehen, die ich anbete; und eine unwiderstehliche Kraft zieht mich zu einem Weibe, daß ich verabscheue.“ — Zilmee machte sich

insgeheim ungefähr die nämlichen Vorwürfe, aber beide widerstanden vergebens dem Zuge ihrer Herzen.

„Schöne Fee!" sagte Almandor. — „Guter Zauberer," versetzte Zilmee „wenn man, um Dir zu gefallen, durchaus eine Fee seyn muß" —

Almandor. Keinesweges, so sehr Du es auch immer bist. Aber was bleibt mir zu hoffen übrig, wenn nur ein Zauberer Anspruch auf Deine Gunst machen darf?

Zilmee. Du scherzest. Die größte Zauberei ist Dir gelungen: Du hast Almandor aus meinem Herzen verdrängt.

Almandor. Du spottest, um mich zu errinnern, daß Zilmee einst in den Meinigen herrschte.

Zilmee. Wie? ist Zilmee Dir gleichgültig geworden?

Almandor. (drückt ihre Hand an seine Lippen). Das Feuer dieses Kusses möge Dir antworten.

Murrbrulli. (hinter einer Rosenhecke zu Todeldu). Wohlan, mein Herr, was sagen Sie dazu?

Todeldu. Ich schäme mich meines Triumphs und bedaure die guten Kinder.

Murrbrulli. In der That, ich finde das arme Mädchen zu beklagen, daß sie Sie zu lieben glaubt. Was aber den jungen Menschen betrifft, so wüßte ich nicht, warum er Mitleid verdiente.

Jetzt warf Almandor sich zu den Füßen der vermeinten Fee, und seine Lippen ruhten auf einer Hand, die ihm willig überlassen wurde. — „Sehn Sie," sagte Murrbrulli, „zu meinen Füßen glaubt er zu liegen, meine Hand glaubt er zu küssen."

„Wohl wahr," versetzte Tobeldu, „aber mich sieht Zilmee zu ihren Füßen, mir reicht sie diese Hand." —

Jetzt traten beide hinter der Rosenhecke hervor. Zilmee glaubt Almandor und die Fee zu erblicken. „Himmel!" ruft sie; „muß ich auch noch meinen Geliebten zum Zeugen meiner Untreue machen!" — Almandor glaubt seine Zilmee in Gesellschaft des Zauberers zuerblicken. „Götter!" seufzt er; „muß auch noch meine Geliebte mich treulos überraschen!" — Murrbrulli überließ sich ihrer boshaften Schadenfreude; aber die ganze Scene wurde plötzlich durch eine große Schlange unterbrochen, welche aus den Wolken herabzustürzen schien. Ueber ihnen schwebte ein mächtiger Adler, welcher das Ungeheuer aus seinen Klauen fallen ließ. Zischend wendet es sich zu Murrbrulli, und sticht sie in den Fuß. „Ach!" ruft Almandor; „Zilmee ist verwundet!" — Zischend kehrt der gif-

tige Wurm sich jetzt gegen die wahre Zilmee, und nun erst besinnt Almandor sich auf sein verrostetes Schwerdt. Er zieht es hervor, und haut die Schlange durch einen mächtigen Streich mitten von einander. Plötzlich schwindet der Zauber. Die Liebenden erscheinen sich wieder in ihrer wahren Gestalt. Vor ihnen steht ein Greis, der sich Almandor's Vater nennt, und aus den Lüften senkt sich eine edle weibliche Gestalt hernieder, welche Zilmee als Tochter bewillkommt. Myrrbrulli sitzt in Gestalt einer Elster auf dem nächsten Baume und schnattert. Todeldu läuft als Schaaf im Garten herum und blöckt.

Noch ein Donnerschlag! denn ohne Blitz und Donner kann ein solches Mährchen nicht enden. Der Genius, ein Bote des Schicksals, erscheint. „Lernet," so redet er die Fee und den Zauberer an: „lernet, Ihr

Machthaber des Schicksals! daß es Euch leicht wird, Thorheiten zu begehen, aber schwer, sie wieder gut zu machen. Diese Kinder der Unschuld hat die Liebe auf ewig vereint. Kein Zauber vermochte sie zu trennen, denn die Liebe läßt sich nicht täuschen. Die Glücklichen verzeihen gern, und in ihren Augen lese ich die edle Bitte um Gnade für ihre Verfolger. Wohlan Murrbrulli und Todeldu! nehmt Eure Gestalten zurück, und laßt durch einen schönen Wechselbund mit Euren Feinden Euch versöhnen. Marrbrall vermähle sich mit Murrbrulli und und Todeldu mit Tideldа. Der Vater trete an die Stelle des Sohnes, die Mutter an die Stelle der Tochter. Seyd glücklich! ich befehle es Euch!"

Hier verschwand der Genius. Murrbrulli rümpfte die Nase, Todeldu war mit dem Tausche zufrieden. Die, welchen

befohlen worden war, glücklich zu seyn, waren es nicht immer, doch sprachen sie viel von ihrer Zufriedenheit. Die hingegen, welchen kein Befehl das Glück zu einem Gesetz machte, genossen es ununterbrochen, und sprachen nicht ein Wort davon.

Die Nymphe von Belvedere an ihren Beschützer.

Am 2. Februar 1818.

(Die Großfürstin Maria, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar, hatte zur Feier des Geburtstags ihres Gemahls ein Fest veranstaltet, bei welchem unter andern die Nymphe von Belvedere, dem Lieblingsaufenthalt des Erbgroßherzogs, erschien und dieses Gedicht überreichte.)

Du kennst mich nicht?
Du hast mich nur im Blumenschmuck gesehen;
Für diesen Tag ist mein Gewand zu schlicht.
Erkenn' in mir die Nymphe jener Höhen,
Wo oft so gern Dein Fuß verweilt,
Wo auch Hygea, auch Cythere,
Die schönen Horen mit mir theilt:
Ich bin der Genius von Deinem Belvedere! —

In meine Grotte hatte mich verscheucht
Der rauhe Nordwind, der den Park durch-
streicht;
Da lag ich schlummernd in leichten Träu-
men
Auf meiner Blumen schlummernden Keimen;
Und plötzlich säuselt' es um mich,
Als sey mein Bruder, Zephyr, wach geblie-
ben —
Ich lauschte — horch! da einten sich
Die Stimmen derer, die Dich lieben,
Im rührenden Gebet für Dich!
Und wie sie aus dem Thale sich erhoben,
Verrieth ihr Wünschen mir des Tages Feier;

Da wurd' es mir zu eng dort oben;
Rasch warf ich ab den Winterschleier!
Mit Blumen wollt' ich schmücken mein Ge-
wand;

Allein, noch schlummerten das Veilchen und
die Rose
In ihrer Mutter starrem Schoose,
Kaum daß zum Kranz ich diese Blätter
fand.
Kein Zephyr lieh mir seine Flügel,
Und dennoch schwebt' ich vom beschneiten
Hügel
Auf heißen Wünschen sanft herab:
Empfange freundlich, was die Liebe gab.

Wo bin ich! ist mir doch im Glanz der
Kerzen,
Als ob ich hier nicht heimisch wäre.
O werde Du nie fremd in Belvedere!
Es biete stille Freuden Deinem Herzen!
Es blühe Dir, dem Vater und dem Gat-
ten,
An eines Engels, an Mariens Seite!

O, ruhe noch als Greis in Deiner Bäume
Schatten,
Umringt von Liebenden wie heute.

Vergangenheit, Gegenwart
und
Zukunft.



(Zur Nachfeier des Geburtstagsfestes der Großfürstin, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar, gab die Stadt am 16ten Februar 1818 in der Ressource eine große Masquerade, auf welcher unter mehreren Gruppen auch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erschienen. Amor, in einem Blumenkorbe von vier Nymphen getragen, überreichte der Großfürstin dieses Gedicht, das Bezug auf ihre nahe Entbindung hatte.)

Wir wollen Euch im Bilde wiedergeben,
Was aus Vergangenheit noch dumpf herüber klingt,
Was Gegenwart besitzt, wornach wir streben,
Und was die nächste schöne Zukunft bringt.

Das Haupt in Nebel, mit verwelkter Nessel,
Das leere Stundenglas am weißen Stab,
Doch in der Linken die zerrißne Fessel,
So schreitet die Vergangenheit hinab.

Und ihr Gefolge wilde Krieger,
Wie sie zum Kampf der Dämon einst geweckt,
Bis Eintracht — auch der Höllen-Mächte Sieger —
Den Scepter bannend gegen sie gestreckt;
Hoch in den Lüften flattert ihr Panier,
Und Mars, gefesselt, schreitet hinter ihr.

Und lebenslustig nach dem langen Streite
Schwingt nun den Tyrsus-Stab die Gegenwart;
Ihr hat, zum freundlichen Geleite,
Der Friede mit der Hoffnung sich gepaart.

Und überall will nun der Fleiß sich
regen,
Die Biene summt, die muntre Sichel klingt;
Und Frömmigkeit erfleht des Himmels
Segen,
Durch den der Fleiß Verlornes wieder-
bringt.

Und siehe, schon schwebet in rosiger Däm-
merung
Die lächelnde Zukunft hervor,
Und hält in der Rechten ihr freundliches
Sinnbild,
Ein blühendes Bäumchen empor.

Ihr folgen verschwistert Gesundheit
und Freude,
Mit Rosen bekränzend, was Friede gab;
Der Ueberfluß schüttelt aus silbernem
Füllhorn
Die goldenen Früchte herab.

Da hüpfen und tanzen die fröhlichen Nymphen,
Bestreuen mit Blumen den Pfad;
Und winken und lächeln dem lieblichen Kinde,
Das unter Blumen sich naht. —

Und jetzt, an rechter Stelle plötzlich steigend
Aus seinem wandelnden Blumenhaus,
Die Rosenknospe sittig überreichend,
Spricht es der Zukunft Glück, den Wunsch der Liebe aus.

Mein letzter Wille.

Mein letzter Wille.

Dies war die Aufschrift eines versiegelten Pakkets, das eine Art von Testament enthielt, geschrieben in Reval den 26. Januar 1813, kurz vor der Reise des Verewigten zur Armee des Grafen Witgenstein. Er hinterließ kein Vermögen, es betraf also nur Anordnungen zur Bezahlung seiner Schulden und Familienangelegenheiten. Am Schlusse sagt er:

Ich weiß diesem Allen nun nichts weiter beizufügen, als:

Den herzlichsten Dank meiner geliebten Frau für die glücklichen Jahre, die sie mir geschenkt; für die Geduld, mit der sie meine Schwächen oft ertragen; für die Liebe und

Sorgfalt, mit der sie meine Kinder behandelt hat. Meine letzte Bitte ist, den Kummer, den mein Tod ihr verursachen wird, so viel als möglich zu überwältigen und ihr Leben für unsere Kinder zu schonen. Gott lasse es ihr wohl gehen bis ins späteste Alter! Daß ich diese so innig geliebte Frau nicht im Ueberfluß hinterlassen kann, ist mein schmerzhaftes Gefühl!

Den herzlichsten Dank meinen Freunden und Verwandten für alle die vielfachen Beweise ihrer Freundschaft und für die Nachsicht, die auch sie oft mit meinen Schwächen gehabt haben. Ist ihnen mein Andenken lieb, so mögen sie es an meiner Wittwe und an meinen Kindern beweisen.

Den herzlichsten Segen über alle meine Kinder! Liebt Euch unter einander! Helft einander, wo Ihr könnt! und vor allen Dingen ehrt mein Andenken in Eurer guten Stiefmutter!

Ich weiß, daß Ihr bei Verlesung dieses meines letzten Willens tief erschüttert seyn werdet; aber solche Eindrücke verlöschen nach und nach, und ich wünschte doch so sehr, daß sie dann und wann wieder bei Euch aufgefrischt würden. Darum bitte ich Euch Alle, Euch jährlich Einmal an meinem Geburts- oder Todes-Tage zu versammeln, sammt denjenigen meiner Freunde, welche Theil daran nehmen wollen, bei einem guten Glase Wein Euch meiner mit Fröhlichkeit zu erinnern, und beim Schluß der Mahlzeit das von mir verfertigte Lied zu singen:

Es kann schon nicht Alles so bleiben,
Hier unter dem wechselnden Mond,
Es blühet, vergeht und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

Es haben viel fröhliche Menschen,
Lang vor uns gelebt und gelacht.
Dem Ruhenden unter dem Grase
Sey fröhlich der Becher gebracht.

Es werden viel fröhliche Menschen
Lang nach uns des Lebens sich freu'n;
Uns Ruhenden unter dem Grase
Den Becher der Fröhlichkeit weih'n.

Wir sitzen so traulich beisammen,
Wir haben einander so lieb.
Wir heitern einander das Leben;
Ach, wenn es doch immer so blieb! -

Doch, weil es nicht immer kann bleiben,
So haltet die Freude recht fest;
Wer weiß, wie bald uns zerstreuet
Das Schicksal nach Ost und nach West.

Und sind wir ja fern von einander,
So sind doch die Herzen sich nah,
Und Alle; ja Alle wird's freuen,
Wenn Einem was Gutes geschah.

Und kommen wir wieder zusammen,
Auf wechselnder Lebensbahn,
So knüpfen an's fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an.

aber nicht nach Himmels-Melodie, sondern nach der alten, einfachen, rührenden Weise, die Euch bekannt ist. Sollte auch (was

Gott verhüte!) jemals ein Zwist, oder auch nur eine Kälte zwischen Euch entstehen, so soll an diesem Tage eine herzliche Versöhnung gefeiert werden, und Jeder aus allen Kräften dazu beitragen, mein Andenken auf diese Weise zu ehren. . . . . .

Lebe wohl, liebes Minchen! lebt wohl, ihr geliebten Kinder und Freunde! Verzeiht mir von Herzen, wenn ich Euch dann und wann gekränkt habe, so wie ich Euch wiederum von Herzen verzeihe! Wir haben es ja gegenseitig ohne Absicht gethan. Ich hoffe, Ihr werdet mir das Zeugniß geben, daß ich, bei allen meinen Fehlern, doch kein böser Mensch war, wozu Haß und Neid mich so oft machen wollen.

Sterbe ich in Ehstland, so wünsche ich auf dem Hügel in Schwarzen begraben zu seyn, den ich mir längst dazu ausgewählt hatte. Der jetzige Besitzer von Schwarzen

ist ein braver Mann, der mir diese Bitte nicht abschlagen wird. Dann wünsche ich, daß man Einen der größten Feldsteine auf mein Grab wälze (unbehauen) und in denselben bloß die Worte eingraben lasse: Hier schläft Kotzebue.

Briefe einiger Gelehrten

an

A. v. Kotzebue.

Halle, am 22sten Januar 1806.

Hochwohlgeborner Herr,

Geehrtester Herr Kollegienrath!

Ich habe ohnlängst, in Beziehung auf ein Ihnen angethanes Unrecht und eine darüber vom Herrn D. Gall aus Hamburg erhaltene Berichtigung, an den Herrn Redakteur der Zeitung f. d. el Welt eine Erklärung abgeschickt, welche jetzt wahrscheinlich schon abgedruckt und von Ihnen vielleicht auch schon gelesen ist. Es ist sehr leicht möglich, daß Sie erst durch diese Erklärung erfahren, daß ein Taschenbuch von mir mit einer gegen Sie begangenen Sünde in der Welt herumläuft; ja es ist mir sogar nicht unwahrscheinlich, daß Sie hiedurch erst auf die weit verbreitete Verläumdung, die man über Ihre Verhältnisse

mit Hrn. D. Gall ausgestreut hat, sind aufmerksam gemacht worden. Von dieser Seit betrachtet, könnte meine Erklärung freilich fast überflüßig erscheinen; allein ich hielt mich dazu unbedingt verpflichtet, nicht nur, weil ich zur Bestätigung jener verläumderischen Erzählungen durch mein Taschenbuch vielleicht würde beigetragen haben, wenn kein öffentlicher Widerspruch dagegen erschiene; sondern auch, weil ein ehrlicher Mann es dem andern, schon ohne alle eigner Versündigungen, schuldig ist, die Lügen, welche die Ehre des Andern antasten, mit der Fackel der Wahrheit zu beleuchten und zu vernichten. — Die Genugthuung, welche ich Ihnen daher öffentlich und freiwillig in jener Erklärung zu geben gesucht habe, wird Sie überzeugen, daß ich nicht zu der hämischen Brut der Verläumder gehöre, und daß es mir, aus meiner Gerechtigkeitsliebe, sehr leid thut, mich zu dem gerügten, bösen Worte gegen Sie haben verleiten zu lassen. Ich

darf also gewiß auch hoffen, daß die Bitte, welche ich jener Erklärung angehängt habe, von Ihnen nicht unfreundlich aufgenommen werden wird.

Eine Freude wird es Ihnen gewiß machen, näher zu erfahren, wie sich Gall in seinem Brief an mich über Sie äußert; und ich übernehme sehr gern die kleine Mühe, Ihnen einige Stellen daraus wörtlich hier mitzutheilen, was ich bei jener öffentlichen Erklärung leider nicht durfte.

Da ich dem braven Gall wohl zutraute, daß er Scherz verstehe, so legte ich ihm zu andern Sachen, die ich ihm nach Hamburg zu schicken hatte, auch ein Exemplar meines Taschenbuchs bei. Seine Antwort hebt mit der unverstelltesten Freude hierüber an, und die ganze erste Seite seines Briefs enthält nichts, als das Lob meiner leicht hingewor-

fenen Arbeit. Auf der zweiten Seite sagt er dann aber:

„Was Sie Seite 47. sagen, — „„Kotze-„„bue, der zu dem goldenen Bunde mit „„Gall sich schon neigte aus diesem Grun-„„de““ — bedaure ich, daß es aus Ihrer „Feder geflossen ist. Ich schäme mich der Men-„schen, die solche Lügen aufgeheckt haben; „deswegen will ich Ihnen sie nicht bezeichnen. „Sie wohnen in Berlin, und haben sich in Ka-„rikaturen und Libellen an den Pranger ge-„stellt. Ich versichere Sie auf meine Ehre, „daß Kotzebue nie auch nur den geringsten „Theil von meinem Erwerbe weder gehabt, „noch beabsichtigt hat. Wir waren Freunde „in Wien, warens in Berlin, weswegen er „mir mit der liebevollsten Gastfreiheit sein Haus „und seinen Tisch anbot. Ich bin ihm also „Dank und Wahrheit schuldig. Bisher habe „ich alle diese.... (hier kann ich ein Wort

nicht lesen) „Früchte des Neides und des
„Lügengeistes ruhig verachtet; und so lange sie
„nur mir zubereitet werden, mögen sie hier
„und da unerfahrne Gaume reizen, bis sie
„einstens für beßere Waare bei Seite gelegt
„werden. — Nächsten Mitwochen werden hier
„die Organe des Gehirns aufgeführt.
„Ich habe mir schon meinen Platz neben Hrn.
„Hauptmann v. Archenholz bestellt. Man ta-
„delt hier, in Wien und in Paris sehr die
„Tendenz derselben, und schreiet gewaltig über
„Kotzebue, als über einen meineidigen
„Freund. Wüßten die Leute so gut, wie ich,
„wie mächtig genialisch entwickelte Organe
„wirken; wüßten sie, wie sehr Kotzebue
„überzeugt ist, wie wenig mir die Organe
„des Gehirns, und durchaus jede Art
„von Spott anhaben können, daß ich eben so
„bei diesen, als bei Ischarioth Krall's
„Lehren und Thaten herzlich mitlache —
„und ihre Verfasser liebe und ehre: so wür-

„den sie diesen, vielleicht etwas zu leichtfertigen
„Witz mit gleicher Fassung vertragen, wie ich.“

Ein unverdächtigeres Zeugniß über Gall's Gesinnungen gegen Sie und über seine Ansicht von Ihrem Scherze mit seiner Lehre kann Ihnen schwerlich zu Gesicht kommen. Ich hoffe daher, mit dieser Mittheilung, die überhaupt Ihren Freund so trefflich charakterisirt, Ihnen einen angenehmen Dienst erwiesen und mein eines böses Wort, wenigstens zum Theil, vergütet zu haben. Daß dieß mein aufrichtigster Wunsch ist, versichre ich hochachtungsvoll als

Ew. Hochwohlgeb.

ergebener
A. G. Eberhard.

Berlin, den 5. Decemb. 1789.

Liebster verehrtester Freund!

Wovon soll ich nun anfangen? wo soll ich aufhören? Ich habe den Eremiten gesehn, habe den Anfang der Sonnenjung-frau gelesen habe über Sie mit dem König gesprochen, habe Ihre lieben Brief vor mir, und sonst noch so Manches an Sie im Kopfe. Lassen Sie mich Alles, so wie es mir einfällt, in Lyrischer Unordnung hinwerfen.

Der König bestellte von Potsdam aus die Indianer rc. auf den 17ten November, kam ausdrücklich zu der Vorstellung herüber und kehrte nach derselben wieder zurück. Das war sicher das Werk Ihrer Freundin, der Prinzessin Friederike, seiner geliebten und liebenswürdigen Tochter, die eben so für Sie eingenommen ist, als Prinzessin Luise. Nach dem Stück begleitete ich den König, der höchst

freundlich und vergnügt war, an den Wagen. — „Der Kotzebue,“ sagte er, „hat viel Genie; er sollte mehr schreiben; sagen Sie ihm das!“ — Wir haben Hoffnung, Ihro Majestät, noch diesen Winter von ihm ein neues Stück zu sehen; er hat mir's versprochen. „Von welcher Gattung?“ — Ob Schauspiel oder Trauerspiel, kann ich noch nicht errathen; aber eines von beiden. — „Wissen Sie schon den Titel?“ — Die Sonnenpriesterin, Ihro Majestät. — „Schön,“ und damit war der König im Wagen.

„Sie glauben nicht,“ sagte mir neulich die Prinzessin Luise von freien Stücken, „wie viel ich von dem Kotzebue spreche! der Mann muß unser werden.“ — Das gebe der Himmel! sagte ich, und er wird doch nicht zurückziehen, dachte ich, wenns zum Treffen kommt? Denn Jammerschade wäre es, wenn die liebenswürdige Prinzessin Ihre so wohlgemeinten Bemühungen umsonst sollte ange-

wandt haben. Ach, liebster Freund! Ich denke Sie mir in Reval, troß des dortigen Clima, troß Ihrer Entfernung vom Mittelpunkte der Literatur, und was Ihnen sonst noch dort auffallen mag, immer sehr glücklich. An der Spitze so vieler guten Menschen zu stehn; denn alles, was in Reval gut ist, muß sich an Sie anketten; die Seele ihrer Gesellschaften. mehr als der Anführer, der Schöpfer ihrer frühsten und edelsten Vergnügungen zu seyn; das fesselt, das bindet. Es muß Kampf kosten, aus diesem vertrauten Zirkel, aus diesem Kreise Ihrer Jünger hinwegzuscheiden! und wohin wird in diesem Kampfe der Sieg sich neigen? Setzen Sie sich mit aller Kraft Ihrer so glücklichen Phantasie in die Situation, worin Sie seyn werden, und dann sprechen Sie ein Wort der Entscheidung! Wie, wenn Reval und Berlin ohngefähr in eben dem Verhältnisse stünden, als eine Privatgesellschaft und eine öffentliche Redoute? Welche

würden Sie vorziehn? — Lieber böser Mann! Sie verstehen mich.

Der Eremit, mit dem es sich der Musik wegen sehr verzögert hatte, ward gestern zum ersten Male gegeben. Der erste Act ward auf eine sehr ärgerliche Art unterbrochen. Ein Trunkenbold, der ins Haus kam, fing Händel an; ich schickte Wache ins Parquet, die er nicht respectirte; mehrere Zuschauer vereinigten sich, ihn aus dem Parterre zu drängen; er kam nach einer Weile wieder und erneuerte seine Händel; endlich ward er, auf allgemeines lautes Verlangen des Parquets und der Logen mit Gewalt aus dem Hause geworfen. Darüber entstand eine lange Pause auf dem Theater; die Schauspieler waren aus ihren Rollen, die Zuhörer aus der Täuschung heraus: endlich kamen denn beide wieder hinein, und der zweite Act ging von Scene zu Scene immer besser. Die Helmuth sang,

wie ein Engel; Fleck spielte den Hussan in seiner besten Laune; beide wurden ausserordentlich stark applaudirt. Auf Morgen hat die Prinzessin Luise das Stück befohlen, und nächstens, erwarte ich, wird auch der König es fordern.

Ueber die Eremiten, mein vortreflicher Freund, muß ich Ihnen ein andermal recht ausführlich schreiben. Bereiten Sie sich nur darauf, eine recht fürchterliche Kritik zu lesen, deren Hauptsumma am Ende doch nur seyn wird, daß Sie kein so großer Musiker als Dichter, und das Sie überhaupt für die Oper ein viel, viel zu guter Dichter sind. Die Oper verlangt einen Dichter von nur mittelmäßigem Talent; so scheint es mir, und so hat es mir immer geschienen. Der große Dichter muß sich herablassen, muß sich verläugnen, wenn er in dieser Gattung arbeitet, oder er schadet dem Componisten, eben

so sehr, als dieser ihm. Herr von Kotzebue soll keinen Lulu schreiben; aber seine Sonnenjungfrau, — ach! die soll er recht bald vollenden.

In der That, ich bin von dem Anfange dieses Stücks ganz bezaubert und voll außerordentlichen Verlangens nach der Fortsetzung. So viel Großes, Rührendes, Schönes schon in diesen ersten Acten! Und was für Anlagen zu nachfolgenden immer größern und schönern Scenen! Urtheilen kann ich unmöglich; dazu ist theils der Eindruck noch zu stark, zu neu; theils übersehe ich von dem Ganzen noch allzuwenig. Cora ist das reizendste Geschöpf auf Erden, Rolla — ich habe Flecken etwas von diesem Charakter sehn lassen; er spielt ihn schon in Gedanken, und ich fürchte, er wird nun Alles andre schlecht spielen, bis er erst Rolla gemacht hat; Ihr Juan ist unter den so verschrienen Ver-

trauten eine ganze neue Erscheinung, und Ihr Alogo und selbst Ihr Diego — der niedlichen kleinen Dinger nicht zu gedenken, die am Ende des 2ten Actes erscheinen: — O ums Himmels willen! arbeiten Sie fort, liebster Freund! und treiben Sie Ihren Abschreiber! Ich bin in dem Zustande eines Hungrigen, der seine Lieblingsschüssel gerochen, auch in der Küche ein paar Bissen davon genascht hat, und der nun vor Ungeduld umkommt, daß die Tafel noch nicht gedeckt wird. —

Ein Königlicher Kammerdiener hatte mich unterbrochen. Der Eremit soll den Dienstag, den 8ten dieses, gegeben werden. Sehen Sie, in wie gutem Andenken Sie stehn? Ich bin indessen auch bei der Prinzessin Luise gewesen; um meine gewöhnliche Stunde zu geben; ich habe ihr von der Sonnenjungfrau erzählt und schon so viel an der Prin-

zessin sowohl als an Ihrer sehr aufgeklärten Oberhofmeisterin gemerkt, daß Sie bestimmt sind, der Lieblingsdichter der Damen zu werden. Erstere hat mir ausdrücklich ein recht großes Compliment an Sie aufgetragen.

Was ich von der Sonnenjungfrau noch sagen wollte; das ist indessen verflogen, und es mag bleiben. Ohnehin waren es nur ein paar Fragen, die sich durch die Folge des Stücks von selbst beantworten werden. Als z. B.: Ist der Oberpriester nicht Rollas Vater? Wird nicht Cora's Unwissenheit ein Grund Ihrer Rechtfertigung? u. s. w.

Nun noch in so kurzen Sätzen, als möglich, das Uebrige, was ich Ihnen zu sagen habe!

Die Anekdote von der entlaufenen Frau, die durch Menschenhaß rc. zu Ihrem Mann

zurückgeführt worden, ist sicher; aber nach den nähern Umständen muß ich mich selbst erst erkundigen. Und das will ich gewiß.

Der Catalogus, den Sie wünschen, ist von lauter Büchern, die dem alten Voß seit vielen Jahren unverkauft auf dem Halse liegen; ich will ihn erst durchsehen, ob es auch der Mühe, ihn nach Riwal zu schicken, werth ist.

Reichardt will jene componiren, wenn Sie ihm etwas zuschicken, und wenn Sie sich wollen gefallen lassen, über den musikalischen Theil mit ihm zu conferiren. Gegenwärtig ist er abwesend; er sucht eine Sängerin für den König. Ich schaffe Ihnen auch wohl noch andere Componisten. Mehr hierüber in meinem nächsten Briefe!

Daß Sie mich gegen Ihre Frau Gemahlin einen Weiberfeind genannt haben, das verzeih Ihnen der Himmel! Und für so

eine Beleidigung glauben Sie mich durch Ihr Lob einige mittelmäßige Verschen, die ich gemacht habe, wieder gut zu machen? — O, ich bin böse. Ich wende mich ganz von Ihnen ab zu Ihrer Gemahlin. Gnädige Frau! Glauben Sie dem afterredenden Manne kein Wort, und seyn Sie der innigsten Verehrung versichert, womit ich ewig seyn werde

Ihr und Ihres ganzen Geschlechts

eifriger Bewunderer und unterthänigster Diener

J. J. Engel.

N. S. Daß Sie Packete frankiren, ist wider unsre Abrede. Erlauben Sie mir, Sie daran zu erinnern. Um die Fortsetzung der Sonnenjungfrau bitte ich noch einmal inständigst. Schicken Sie mir lieber einzeln Act vor Act und ohne Brief, als daß Sie mich warten lassen!

Wien, den 10. July 1791.

Hochwohlgeborner Herr!

Herr Brockmann ist genöthigt, wegen eines heftigen Fiebers das Bett zu hüten; ich habe also die Ehre, Ew. Hochwohlgeb. letztern Brief an seiner Statt zu beantworten.

Aus dem Einschluß werden Ew. Hochwohlgeb. finden, daß unser Theatercensor E. v. Hägelin die Sonnenjungfrau nicht passiren läßt: ein Umstand, der für Brockmann um desto verdrüßlicher ist, weil er sich von deren theatralischer Wirkung sehr viel verspricht. Die auf dem Titelblatte befindliche Censur enthält die Ursache von deren Zurückweisung. Könnten und wollten Ew. Hochwohlgeb. diese Steine des Anstoßes aus dem Wege räumen, so bietet Ihnen die Direktion 50 Dukaten dafür an.

Was das Kind der Liebe betrift, welches Brockmann und ich mit vielem Vergnügen gelesen haben, und dessen unverstümmelter Abschrift, die uns Ew. Hochwohlgeb. versprochen, wir mit grossem Verlangen entgegen sehen, müssen wir Ew. Hochwohlgeb. auch um zwei Hauptveränderungen ersuchen.

Erstens kann der Pfarrer durchaus nicht auf unsrer Bühne erscheinen, denn unsre Theatercensur hat nun einmal allem, was nur ein wenig in das geistliche oder religiöse Fach einschlägt, ewige Urfehde geschworen. Auch würde die Wirkung dieser Rolle ganz verloren gehen, weil man hier von verheiratheten Pfarrern eben so wenig Begriffe hat, als man gewohnt ist, einen Pfarrer als Liebhaber zu sehen, denn unsre geistlichen Herren lassen sich in dergleichen krittischen Lagen weder zusehen noch behorchen. Dieser Pfarrer also müßte in einen andern Men-

schen umgeschaffen werden. Ich sehe die Schwierigkeiten recht wohl ein, die eine solche Umänderung herbeiführt: Ein junger Mann müßte er auf allen Fall bleiben, sonst würde die Liebe des Mädchens zu ihm vieles von ihrer Wahrheit verlieren. Jetzt ist dieser Pfarrer qua talis wichtig im Stück, jetzt behandelt ihn der brave Hauptmann um seines Amtes und heiligen Berufs willen als seinen Gewissensrath, als seinen Führer; er vertraut ihm seine Herzens- und Familienverhältnisse, als Gewissenssache. Nimmt man ihm nun den Nimbus, der sein geistliches Haupt umstrahlt, so dürfte leicht der oder jener Zuschauer die Frage aufwerfen: „Warum thut der wackre „vernünftige, weltkluge Hauptmann so „vieles durch diesen jungen Mann, das er „selbst eben so gut thun könnte, vielleicht „mit mehr Erfolg und Nachdruck thun könnte?“ u. s. w. Doch das sind Schwierigkeiten, aus

denen sich Ew. Hochwohlgeb. ganz gewiß recht gut herauszuwickeln wissen werden.

Der zweite Hauptpunkt ist die doppelte Mesallianze. Freilich hat das Gesetz der Natur, freilich haben Philosophie und gesunder Menschenverstand so manches gegen den Begriff von Mesallianze einzuwenden; freilich statuirt die gesunde Vernunft keine andere Mesallianze als die Harmonie der Herzen, und nennt jede andere Vorurtheil; aber es ist mit diesem Vorurtheil gegangen, wie mit so manchem andern: Es ist zum Gesetz geworden. Es ist, so wie dermalen die Sachen stehen, für unsern Adel politisch nothwendig, sich gegen Mesallianzen zu stemmen: sie zu vermeiden, sie als verwerflich anzusehen, ist eins der Hauptdogmen in der Moral unsers Adels. Man könnte auch vielleicht erweisen, daß diese Lehre auch auf den Bürgerstand wohlthätigen Einfluß habe, denn wie

leider die Erfahrung lehrt, sind unter hundert Mesalliançen vielleicht keine zwei, welche gut gerathen, Adeliche und bürgerliche Erziehung sind nun einmal himmelweit von einander unterschieden. Andre Erziehung, andre Begriffe. Vielleicht giebt es nicht eine Frau aus einem alten Hause, der es nicht wenigstens im Jahre einigemal einfällt, daß sie ihren bürgerlichen Eheherrn sechs und dreißig alte unbescholtene Ahnen zum Heirathsgut einbrachte, von denen sie nun weiter keinen Gebrauch machen kann und darf, und die also ihrem armen Manne diese unerkannte Wohlthat nicht auch ein wenig fühlen läßt.

Nun besteht aber der größere und achtungswürdigere Theil unsers Publikums aus hohem Adel, und jemehr dieser von der Moralität der Bühne, je mehr er von ihrem Einfluß auf Sitten und Begriffe überzeugt ist, ein desto stärkeres Recht hat er, uns zu

zurufen: „Wenn Ihr wollt, daß wir Eure „Bühne besuchen sollen, so müßt Ihr unsern „Söhnen und Töchtern keine Begriffe bei„bringen, die in unsern Verhältnissen und in „unsrer Verfassung schädliche Begriffe sind; „Ihr müßt ihnen keine falsche Moral pre„digen."

In der Hoffnung, daß Ew. Hochwohlgeb. diese Erinnerungen nicht ganz ohne Grund finden, und das Stück gütigst darnach umändern und für unsere Bühne brauchbar machen werden, bietet sie Ihnen 30 Dukaten dafür, sage Dreißig Dukaten. Ew. Hochwohlgeb. Anerbieten, uns auch mit Ihren künftigen dramatischen Arbeiten zu erfreuen, nimmt unsre Bühne mit Vergnügen an, um so mehr, da Ew. Hochwohlgeb. sowohl aus der beigeschlossenen Censur, als auch aus den Bemerkungen, die ich so frei war Ihnen zu machen, ohngefähr abnehmen können, was

für ein Ton, was für Situationen für unser Publikum wirksam und brauchbar sind. In diesem Fall also hat mir die Direktion aufgetragen, Ihnen für jedes vollständige Stück, d. h. für jedes Stück, das die Vorstellung eines ganzen Abends ausfüllt, 50 Dukaten anzubieten, und zwar unter der Bedingung: daß Ew. Hochwohlgeb. das Manuscript davon unter einem Jahre an kein andres Theater geben, und unter zwei Jahren nicht drucken lassen. Die erstere Bedingung hat keinen andern Grund, als die Saumseligkeit und Nachlässigkeit, womit man auf unsern mehresten deutschen Bühnen mit den Manuscripten verfährt, und die Furcht, daß es uns öfter so gehen möchte, wie mit den Indianern in England, und Bako's Strelizen, welche beide Stücke fast zu gleicher Zeit, als wir sie hier aufführten, auch schon im Nachdrucke angekün-

digt wurden; Eine Sache, welche in unserm ökonomischen Zeitalter leicht die Aufmerksamkeit der Oberst-Hofdirektion erregen dürfte.

Ich bin mit der vollkommsten Achtung

Ew. Hochwohlgeboren

unterthänigster Diener,
J. F. Jünger,
Königl. Hoftheaterdichter.

Meine Adresse ist: auf der Johannisgasse, No. 996. im ersten Stock.

Wien, den 26. Septemb. 1791.

Es freut mich unendlich, daß Sie die Bemerkungen, welche mein letzter Brief enthielt, so gütig aufgenommen haben. Anders konnte ich es aber auch nicht von Ihnen erwarten. Ueber Ausstellungen, welche in bescheidnem Tone vorgetragen, und nicht gerade aus der Luft gegriffen sind, nicht bitter zu werden, das gehört ja unter die Kardinaltugenden besserer Schriftsteller.

Daß Sie von Ihrer armen Eulalia Ihre Vaterhand so ganz abziehen wollen, das thut mir in der That recht sehr leid. Mein Trost ist aber, daß Sie sich in Zukunft noch eines Bessern besinnen werden, denn die Gleichgültigkeit der Eltern gegen ihre Kinder hält immer nicht lange Stich.

Ihre Sonnenjungfrau hat hier außerordentlich große Wirkung gemacht. Sie wurde

am 5ten Januar zum erstenmal gegeben, und noch bei der achten Vorstellung, die vor einigen Tagen war, mußten Leute zurückgehen, welche keinen Platz finden konnten. Gewiß würden Sie aber auch mit der hiesigen Vorstellung zufrieden seyn, wenn Sie sie sähen. Weder Fleiß noch Kosten sind gespart. Sieben und funfzig neue Kleider sind dazu verfertigt, und fünf neue Theater gemahlt worden, alle im reinsten Costüm. Herr Weigel, ein geschickter Tonkünstler hat Symphonie, Märsche, Chor und Zwischensätze dazu componirt, welche herrliche Wirkung thun, und die Empfindung von Akt zu Akt überführen, so daß der Zuschauer fast keinen Augenblick zur Zerstreuung übrig behält.

Die Besetzung war folgende:

Attaliba	Herr Brockmann.
Oberpriester	— Müller, Vater.
Rolla	— Lange.
Allonzo	— Müller, Sohn.

D. Juan	Herr Dauer.
Diego	— Weidmann.
Zaira	— Stephanie d. j.
Telasko	— Stephanie d. ä.
Zorni	— Stadler.
Cora	Mademoiselle Müller.
Die Oberpriesterin	Mad. Mousenl.
Amazili	Mademoiselle Grünberg
Idali	Madame Schüz.

Man will zwar sagen, daß die Operation, die ich mit Ihrer Cora vornehmen mußte, ihr nichts geschadet habe; aber demohngeachtet mache ich mir Vorwürfe darüber. Sie sehen daraus wenigstens, daß ich doch noch eine Art von Gewissen habe, so sehr ich auch Autor bin. Ich scheine aber einmal dazu geboren zu seyn, in Ihre Arbeiten hinein zu pfuschen. Schon vor zehn oder eilf Jahren, als Sie eine Sammlung Gedichte und Erzählungen bei Dyk in Leipzig herausgaben, war

ichs, der auf Dyks Bitte eine Bresche aus- füllen mußte, die der gewaltige Arm des Prof. Ernesti, der damals in diesem Fache Censor war, darin gemacht hatte. Ein Umstand, den Sie vielleicht nicht einmal wußten.

Ihr Kind der Liebe habe ich zur Aufführung fertig gemacht, und es wird wahr- scheinlich in 4 oder 6 Wochen dran kommen.

Ich sehe Ihren versprochnen neuen Arbei- ten mit Verlangen entgegen, empfehle mich Ihrem fernern gütigen Wohlwollen, und bin mit der vollkommensten Achtung

Ihr

ergebenster

Jünger.

Prag, den 17. Nov. 1798.

Wenn jeder ernste Vorsatz auch sofort zur That sich umwandelte, so hätte ich Ihnen, mein Werthester Herr von Kotzebue, seit ohngefähr Jahr und Tag wenigstens drei- oder viermal schon geschrieben, und damit Sie das nicht für eine blosse kahle Eingangsformel halten, will ich Ihnen sogar die Epochen genauer bezeichnen, wo ich mit diesem wichtigen Vorhaben schwanger ging.

Das erstemal war es, als mir einmal die Frau Gräfin von Pachta im Gespräche versicherte, daß Sie mehrmals äußerst freundschaftlich von mir Erwähnung gemacht, wiewohl Sie mich für Ihren Rezensenten in der A. Litt. Zeitung hielten. Ich wollte Ihnen dann mit gebührender Wärme für das Erstere danken; und zugleich auf das Wort eines ehr-

lichen Mannes versichern, daß Sie im Letz-
tern Punkte sich irrten. Nicht nur habe ich
schon seit 4 Jahren auch kein Wort mehr
für die A. L. Z. gearbeitet; sondern auch nie
über Ihre schriftstellerischen Arbeiten die kleinste
Rezension, außer über ihre *gefährliche*
Wette, verfertigt. Diese habe ich einmal ir-
gendwo *gelobt*. Dies und einiges andre
wollte ich Ihnen umständlicher schreiben: ver-
schob es aber, meiner löblichen Gewohnheit nach
immer wieder, bis es unterblieb. Das zwei-
termal bedrohte sie meine Zuschrift, als ich
ein Fragment von Ihnen in *Hofmanns*
Zeitschrift, oder vielmehr Zeitverderb, fand.
Damals, aufrichtig gestanden, erschrack ich,
und wollte Sie bitten, diesen Antipoden von
allem, was recht und gut ist, nicht zu un-
terstützen. Ich wollte dies thun, weil ich
Sie — wahrhaft schätze, und Mißdeutung
Ihres Schritts besorgte. Aber ich dachte
nachher, auch Sie könnten meinen Schritt,

als zudringlich, mißdeuten, und so unterblieb es wieder.

Ich erhielt Ihr Werk vom Adel; zwar ohne ein schriftliches Wörtchen; doch nach allen Umständen durch Ihr Andenken. Nun wollte ich ganz gewiß mich bedanken. Aber dieser Dankbrief sollte auch mehr als ein bloßes Kompliment seyn. Ich hatte Ihnen soviel über ein Werk zu sagen, wo Sie auf einer ganz andern Seite, als ich erwartet hatte, fochten, und wo allerdings Ihr Panier nicht — das meinige war. Ich hätte Tagelang mit Ihnen drüber sprechen, und muthmaßlich zuweilen auch streiten mögen. — Hier einer der Fälle, wo man endlich nichts schreibt, weil man viel schreiben will, und darüber ins allzuviel zu gerathen fürchtet! Verzeihung hat mein Stillschweigen allerdings von nöthen; aber ich glaube, Sie gewähren mir solche nicht eher, als wenn ich

Ihnen sechs oder sieben engbeschriebene polemische Bogen zugeschickt hätte.

Doch wenn ich auch jetzt stumm bliebe, da mich Ihre schöne hiesige, schon vorhin von mir genannte Freundin von Ihnen grüßt, und mich fragt: Ob mir wohl Beiträge von Ihnen zum Apollo angenehm wären? — Jetzt wäre das Stummseyn und Stummbleiben unverzeihbar! Wie in Lessings (leider!) fragmentarischem Faust der erste Teufel, möchte ich auf diese Frage fast antworten: „Sie hätten eher eine Probe als eine Antwort haben können.“ Denn sehr natürlich, daß mir Beiträge von Ihnen lieb und angenehm seyn werden; und daß ich gleich ins nächste Stück alles eingerückt haben würde, womit Sie mich bedacht hätten. Mich dünkt, Sie mußten aus meinem persönlichen Umgang schließen, daß ich ihr damaliges litterarisches Gedeihen — wenn Sie mir dieses Wort zu

glauben und nicht unrecht deuteln wollen! — ohne Neid, mit freundschaftlicher Freude betrachtete; daß ich es gern hörte, als Sie von künftigen Arbeiten sprachen; daß ich dreist gestand, was mir minder gefiel; und daß ich bei andern, die meiner Denkart entgegen waren, wie z. B. der weibliche Jakobiner-Club ist, — stillschwieg. Diese Maasregeln, die nicht künstliche Ueberlegung, sondern mein Karakter mit sich brachte, hab' ich auch nachher beibehalten, als freilich die Jahreszeit um ein vielfaches sich änderte. Sie mögen seitdem von Manchem, der sich damals tief vor Ihnen beugte, Wankelmuth und Kränkung genug erfahren haben. Aber sollten Sie jamals hören, daß ich, mit oder ohne Namen, nur ein bitteres Wort gegen Sie geschrieben hätte, so würden Sie Unwahrheit hören. Selbst da einige von denen, die sich unversöhnlich gekränkt glaubten, und noch andre, die den vorher geneideten

Günstling Thaliens nun gern die Gelegenheit sahen, mit mir schriftlichen oder mündlichen Umgang pflogen, habe ich, so oft die Rede auf diesen Punkt kam, am öftersten entschuldigt, zuweilen geschwiegen, nie es verstärkt. Wie unbillig wäre es auch gegen eines braven Autors übrige Schriften, sich selbst zu verblenden, weil mir eine, ihm entschlüpfte, mißbehagt. Ich liebe Popens Werk über den Menschen leidenschaftlich, wiewohl mir seine Dunciade viel zu bitter dünkt.

Ob Ihnen diese meine Aufrichtigkeit mißfallen dürfte? — Ja dann, bester Herr von Kotzebue, dann dürfte unsre Korrespondenz ein sehr embryonisches Leben haben. Zum Verstellen verdorben, oft zur Unzeit freimüthig, verlor ich dadurch schon manche angehende Bekanntschaften; aber mit einigen Freunden, die mich tragen und kennen, hoff' ich für die kurze übrige Zeit meines Lebens Freund

zu bleiben. — So drückt mich z. B. (da jetzt das Publikum und vorzüglich das kritische Synedrium in Teutschland offenbar gegen Sie ungerecht ist, und die Letztern gar zu gern Sie unterdrückten) ein Rath, wie Sie solche überflügeln könnten, schon jetzt gewaltig auf dem Herzen; aber noch will ich erst einer Antwort von Ihnen entgegen sehn, um aus ihr zu schließen: ob ich, ohne Besorgniß mißgedeutet zu werden, damit kommen darf.

Wenn übrigens jeder Beitrag von Ihnen, er sey historisch, romantisch, oder dramatisch, mir angenehm seyn wird, so muß ich doch eines noch bitten; und das ist: Er schlage nicht in die jetzigen fränkischen Unruhen ein! Hier läßt mich meine bürgerliche Lage durchaus weder für noch wider Antheil nehmen; und da ich schon manches deshalb eingesandtes zurückwieß, so möcht' ich gern auch

U 2

für die Zukunft so neutral, wie — Dännemark bleiben. Ich wiederhole die Versicherung, hochachtungsvoll zu seyn

Dero

ergebenster

A. G. Meißner.

Prag, den 19. Juni 1803.

Mein theuerster Herr von Kotzebue!

Mit vielem, sehr vielem Vergnügen empfing ich schon im November vorigen Jahres Ihre freundschaftliche Einladung zur Theilnahme an Ihren Freimüthigen; und doch blieb ich Ihnen fast acht Monate lang jede Antwort darauf schuldig! Mit völlig übereinstimmender Denkart las ich, was bisher von ihm erschien; und freute mich gleich in den erstern Blättern zu sehn, daß einer gewissen Abgötterei doch wenigstens von einer Seite her widersprochen, und einer gleich bösartigen als wahnsinnigen Schule doch wieder ein Damm mehr entgegen gestellt werde; und gleichwohl verzog ich immer noch selbst mit daran Theil zu nehmen! Das klingt widersprechend genug. Jenes sieht einer Unhöflichkeit, dieses einer trägen Indolenz zwillings-

brüderlich ähnlich. Und doch ist warlich weder das Eine noch das Andre meine Schuld.

Ihnen einen leeren Brief, einen bloßen Dank für Ihr gütiges Zutrauen und ein höfliches Versprechen für die — Zukunft zu senden, fand ich unschicklich. Ihnen eine thätige Willfährigkeit zu beweisen, stand wenigstens in den ersten drei Monaten dieses Jahres nicht in meiner Gewalt. Denn eine höchst beschwerliche, mir jede Minute meiner Nebenstunden raubende Arbeit lag damals auf meinen Schultern, und hinderte mich, auch nur das kleinste litterarische Geschäfte mit Heiterkeit zu betreiben. Sie ist noch jetzt nicht ganz vollendet; aber ich habe wenigstens einen kleinen Stillstand von einigen Wochen gewonnen; und indem ich während derselben ein paar litterarische und freundschaftliche Schulden abtrug, ist es mir auch eine angelegentliche Pflicht bei Ihnen nachzufra-

gen: „Ob Sie mein Stillschweigen nicht allzu „ungünstig gedeutet haben? Ob Sie es noch „gern sehen werden, wenn ich Ihnen für künf„tig dann und wann meine Beiträge anbiete?“

Was ich Ihnen heute sende ist, ohne falsche Schaam und falsche Bescheidenheit gesprochen, gar herzlich wenig. Es ist eine kleine Geschichte, die sich in Wagners Gespenster (langweiligen Andenkens!) besser, als in Ihren muntern Freimüthigen schickte; es ist eine kleine Nachricht von der Aufführung Ihrer Hussiten zu Prag, wie sie solche aus allen 32 Theilen der Windrose schon empfangen haben mögen, verbunden mit ein paar kleinen historisch-litterarischen Zügen; es ist eine kleine Anekdote, die sich allerdings in hiesigen Landen zugetragen hat, von der ich es aber Ihnen überlassen muß, ob Sie solche einrückbar finden, es ist noch eine aus des ehrlichen Gottscheds Leben, vielleicht an sich

drollicht genug, aber vielleicht, der strengern Dezenz nicht ganz angemessen; und es sind endlich ein paar Lückenbüßer, die höchstens am Schluß eines Blatts, mit kleinerer Schrift, ex fuga vacui Platz finden dürften. Alles dies, ich wiederhole es, ist wenig an Umfang und Werth. Aber es soll auch nur für ein einstweilen gelten. Sobald ich etwas Muße von einiger Dauer erhalte (und darauf hoff' ich bald); so will ich auch bessere Aufsätze, wenigstens solche, die mir besser zu seyn scheinen, Ihnen senden. Nur erwarten Sie nie viel über das hiesige Theater von mir! So nahe mir dasselbe liegt — denn vielleicht erinnern Sie sich noch, daß es kaum einen halben Pistolen-Schuß weit von meiner Wohnung da steht — so wenig komm' ich in dasselbige. Es ist gar zu schlecht; die Gagen, die vorzüglich Graf Pachta, (der Gemahl der Ihnen bekannten Dame) ordnet, sind nicht geeignet, gute Schauspieler herzu-

ziehn; und die heillose Censur streicht so gräß-
lich, daß es mich wundert, wie nur noch et-
was stehen bleibt, das Wirkung macht. Man
erwartet jetzt Brockmann. Dann könnte
mich die Neugier wieder ein paarmal hin-
ein ziehen. Wollen Sie dann offenherzig
mein Urtheil (ich weiß aber nicht, wie Sie
mit diesem Prediger Thaliens dran sind),
so steh ich zu Diensten; rechne aber auf
Ihre Verschwiegenheit. Ein Aufsatz übers
Ganze würde einer Satyre sehr ähneln; und
dabei ist, in meiner Lage, alle mögliche
Vorsicht nöthig. Dem Verfasser des Epi-
gramms, und dem ehmaligen Mitbürger
Wiens brauch' ich das nicht weiter auszu-
führen.

Leben Sie recht wohl, und empfangen
Sie noch am Schluß die Versicherung: daß,
wenn Sie auch von allen meinen mitfolgen-
den Sächlein nicht ein einziges der Einrück-

kung werthhalten sollten, dies doch nicht um ein Haar die Zuneigung und Hochachtung mindern würde, mit welcher ich bin und bleibe

Dero
gehorsamster Freund
und Diener,
A. G. Meißner.

P. S. So eben fällt mir erst ein, daß ich ganz ohne Beobachtung der Kurialien geschrieben habe. Nicht wahr, das nehmen Sie keineswegs übel? Hanc veniam etc.

Ist der 1te Theil meiner Naumannischen Biographie Ihnen schon zu Gesichte gekommen? Er ist nicht ganz das Werk meiner freien Wahl. Aber ich hoffe wenigstens, daß ein paar einzelne Anekdoten in demselben Ihnen nicht mißfallen werden; und ich würde um eine Anzeige von ihm in ihrem Fr. bitten, wenn Sie es nur nicht für eine Bitte von eigennützeiger Art halten dürften.

Berlin, den 19. Juni 1805.

Jedes Andenken von Ihnen, theuerster Herr College — in doppelter Rücksicht — ist mir sehr werth: aber den Aufsatz über Ludwigs XII. Liebschaften habe ich, seiner selbst wegen, mit großem Vergnügen gelesen, und sende ihn, wie Sie gewünscht, an die Fröhlichsche Handlung zu dem bezweckten Gebrauch. Zwei oder drei chronologische Kleinigkeiten habe ich ohne weiteres verbessert; nicht mir allein trauend, sondern dem genauen Werk der Benidiction: Sur l'art de verifier les dates. Was den Vortrag betrifft, so wissen Sie wie ich, daß es für die Geschichte mehr als Einen guten giebt. Wie verschieden sind Thucydides und Xenophon, Tacitus und Livius, de Thou und Davila; in seiner Art ist gewiß Voltaire auch nicht zu verachten. Sie, liebster

Herr Collegienrath, haben eine sehr grosse und glückliche Uebung in Entwicklung der Charaktere, im Ausdruck der Empfindungen; die Wege des Herzens sind Ihnen bekannt. Dieses macht, und soll auch die Grundlage machen. Zum Herzen, zu dem wohlbekannten grossen Publikum reden Sie, und wissen die jeder Person zukommende Sprache. Dadurch werden Sie keiner der Alten und keiner der Neuern, aber was das Bessere ist, Sie selbst Original seyn, und aller Zeit und jedem vernünftigen Richter gefallen. Die Schreibart in diesem Aufsatz ist, wie sie seyn soll; kaum scheint in ein paar Reflexionen etwas Dunkeles, darum weil sie so kurz sind, verliert sich aber beim Ueberlesen sogleich. Durch die Geschichte von Preussen (lassen Sie mich über alles mit Ihnen offen sprechen) wollen Sie unserm jetzigen Vaterland ein Opfer bringen; gut; aus Ihrer Hand kann anders nichts als etwas Interessantes kommen. Sonst

aber würde ich ganze Staatenhistorien misrathen: Es muß immer viel um des Zusammenhanges wegen Interessirendes untersucht und aufgenommen werden; das lähmt; läßt man es weg, so heißt man ein Varillas, ein Maimbourg, das Buch verliert den Credit. Lieber also künftig einzelne große Epochen, reich an Zügen, der Ausmalung empfänglich und werth. Zu dem Ende ist nicht viel Urkundenstudium nöthig, wohl aber das Studium anderer Quellen, der Chroniken, der Mem. Wie viel ist bei Froissart (13[illegible] —1400), wie viel Höchstromantisches bei Nicetas von Chonen und andern Byzantinern; wie viel, das kaum jemand noch liest, in den bändereichen Negociationsgeschichten! Was da für das Publikum herausgehoben wird, ist demselben baarer Gewinn. Ich bin von ganzem Herzen dafür, daß Sie im Ernst sich der Geschichte weihen, und groß werden Ihre Succeße seyn; eine Menge der

schönsten Sachen können Sie hervorbringen, und einen großen Theil Ihres Lebens damit aufs angenehmste und nützlich beschäftigen; S. Real's conjuration de Venise und Vertot's Revolutionen haben mehr gewirkt als die gelehrtesten Arbeiten Mabillons; und Sie, nachdem wir jetzt so viel mehr Quellen und Kritik als jene haben, können an Schönheit ihnen gleich, an Wahrheit über sie kommen. Wenn Sie mir je etwas zu lesen schicken, so wird es mir ein Beweis Ihrer Freundschaft seyn; wenn ich Ihnen in etwas behülflich seyn kann, so werde ich mich freuen, und immer mich beweisen als einen aufrichtigst

ergebenen Freund

Jo. Müller.

P. S. Dank für die Nachrichten von Ihrer Arbeit über Preußen; ich sehe, Sie werden

viel Neues liefern; dieses Werk wird gleich-sam die Grundlage Ihres historischen Ruhms werden; ich freue mich darauf ganz ungemein.

Eben bekomme ich Ihre Erinnerungen, die ich denn heut lesen werde. Seyn Sie meiner Liebe und Hochschätzung überzeugt.

Berlin, den 21. [illegible] 1805.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihren höchst angenehmen Brief vom 17ten, mein theuerster Herr und Freund. Ihre Idee einer doppelten Geschichte ist neu und wirklich die beste. Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß Ihr vortreflicher Geist dieses schnell sehn wird, was den emsigsten Forschern entging, und ich verwundere mich auch darum nicht, daß Sie Geschmack an der Sache finden; Ihr Fleiß wird sich gewiß belohnen. Ich habe sogleich bei Goldast, Lünig und Georgisch nachgeschlagen, und keine der notirten Urkunden schon gedruckt gefunden; ausgenommen, wie Sie auch vermuthet, Kaiser Ludewigs Privilegium, München 17. Decemb. 1337, das bei Lünig und Ludwig steht. Die Bischöfe von Albano in der Urkunde 1251, Friede mit dem E. B. zu

Riga sind ohne Zweifel vermittelnde Cardinäle! Die Urkunde 1416, Alexander IV. de fugitivis, kann mir ein Transsumtum seyn; dieser Papst war vor bald 160 Jahren gestorben, und Alexander V. vor sechs. Zu der 1455 mit Kurbrandenburg wider die Unterthanen, bemerke ich, daß Hülfe gegen künftige innere Unruhen mehrmals (z. B. von Ludwig XV. dem Bischof zu Basel 1738) versprochen worden, doch scheint die gegenseitige Verpflichtung hier eine Besonderheit. Bei weitem Ihre meisten Urkunden sind reiner und wichtiger Gewinn, warlich von dem größern Interesse; in dieser Hinsicht wird Ihr Werk großes und hochverdientes Lob finden. Auch werde ich es sogleich anzeigen und auf den Werth dieser Schätze aufmerksam machen. Je weiter Sie kommen, desto besser werden Sie sehen, wie oberflächlich die Geschichte bisher meist beschrieben worden. Männer von Geist scheuten die Mühe; die

Sammler hatten keine Augen, kein Herz. Ich freue mich auf ihre Arbeit recht innig; an mir soll es nicht fehlen, daß Ihnen alle Gerechtigkeit geleistet werde.

Von den Creuzfeldischen Schriften weiß ich nichts; ich wurde ehemals um eine Vorrede gebeten. Vielleicht wenn die Eigenthümer, wie es mir scheint (denn sie baten mich, sie ihnen von Jülich zurückzuschaffen), sie jetzt herauszugeben wünschen, kommen sie mit dem Gedanken wieder an mich. Doch werde ich ihnen bemerken, daß für so etwas der Zeitpunkt jetzt wohl nicht seyn dürfte: das ganze Litteraturwesen unterliegt dem Getümmel der Waffen; es fehlt an Theilnahme und Geld.

Im vorigen Sommer las ich mit größtem Vergnügen den 3ten Theil Ihrer italienischen Reise. Ich habe sie jetzt nicht bei

Händen, sonst wollte ich Ihnen ein halbes Duzend Nebendinge bemerken, die bei einer neuen Ausgabe leicht zu ändern sind; ich habe auf einem Zettel nur die Seitenzahlen hingeschrieben, und erinnre auswendig mich nur Einer Stelle, die S. 37. steht. Es hat nämlich Christina den Monaldechi nicht im Pallast Corsini zu Rom, sondern zu Fontainebleau ermordet.

Ich habe die neue Ausgabe meiner Schweizergeschichte bis auf etwa 20 Bogen vollendet, für Herders Schriften die Geschichte des Cid kritisch beschrieben, viele Recensionen gemacht, für eine hier herauskommende Sammlung eine Notiz meines Lebens geliefert, und sollte nun den 5ten Theil der Geschichte der Schweiz ausarbeiten, um dann recht bald meinen Titel eines brandenburgischen Historiographen zu verdienen. Allein wer weiß, ob wir nicht in das große Drama hineingezogen werden, wo

näherliegende Gegenstände zu beachten
zur Sprache zu bringen sind!

Seyn Sie meiner Theilnahme und
reitwilligkeit, meiner ungeheuchelten Hoch
zung und Freundschaft für immer besten
sichert

Der Ihrige

Jo. Müll

Cassel, den 7. April 1809.

Mit welchem Vergnügen, mein unvergeßlicher College und Freund, und wie aufmercksam ich die ältere Geschichte Preußens gelesen, davon zeuge diese kleine Nachlese von Druckfehlern und einfällen, so ich mir dabei notirt habe. Ich schmeichle nicht und Sie wollen die Wahrheit, ich sage dem Verfasser, was ich über dieses Buch allen sage; es ist vortrefflich; Gründlichkeit, Leben, durchgängige Rechtlichkeit zeichnen es aus. Da Sie von den gewöhnlichen Ansichten sehr mit Recht, häufig abgehen, so habe ich hin und wieder zu bemerken geglaubt, daß Sie auch wohl etwas zu strenge und nach unsern verfeinerten Begriffen mit dem Orden hadern; aber im Ganzen und in der Hauptsache kann ich Ihnen durchaus nicht Unrecht geben. — Erwarten Sie für diese große Arbeit nicht jene zahllosen Leser Ihrer übrigen Werke, die, zu-

mal militärischen, details — ohne welche ein Geschichtschreiber: das Bild der Zeiten unmöglich treu und vollständig darstellen kann — werden die leichte Lesewelt, welche gern schnell von einem Buche zum andern hüpft, absprechen: aber was Sie sonst schreiben, ist gemacht, Sie im Rang der Lieblingsschriftsteller unserer Mitgenossen zu erhalten, diese Geschichte soll der Nachwelt zeigen, was alles in Ihnen war. Sie wird bleiben, ihr Werth hat einen festen Grund, und ohne sie hätte man Kotzebue nicht ganz gekannt. Empfangen Sie meinen herzlichen Glückwunsch, den erneuerten Ausdruck meiner Hochachtung und Liebe. Auch mir ist süße und wehmüthig die Erinnerung jener Zeiten unter Schrötters gastfreiem Dach, und wie gern möchte ich einmal wieder eines solchen Tages genießen. Meine Geschichte liegt, zur Ausarbeitung fehlt Musse und Geist; doch nicht die Hoffnung, jene einst noch zu finden, und dieser und die Wärme

der Brust noch nicht erloschen, meine ich zu fühlen. Der Mensch, des Schicksals Spiel, vermag nichts als sich bereit zu halten.

Die Göttingische Gesellschaft wird sich ehren, Sie sich zuzueignen, und ich freue mich eine Collegenschaft, auf die ich stolz bin, auch da zu erneuern. Sie werden nächstens, vermuthlich bei Anlaß der nächsten feierlichen Versammlung, ein Diplom bekommen. Empfangen Sie, theuerster Herr Collegienrath, alter Freund, den reinen Ausdruck der oben bezeugten unveränderlichen Gefühle

Jo. Müller.

N. S. Die Stelle der Citate hat ihr Gutes, eben wie auch ihre Unbequemlichkeit, ich glaube, jedoch, daß das Gute überwiegt, und gedenke bei erster Gelegenheit eben diese Form zu brauchen. —

Göttingen, den $\frac{14}{26}$ Mai 1806.

Hochwohlgeborner Herr,

Hochzuverehrender Her. Collegienrath!

Ihr Schreiben vom 24. April — so ausgezeichnet freundlich, wie nicht leicht ein Weltberühmter an Unser einen schreibt — erhielt ich den $\frac{11}{23}$ Mai, und beantworte es schuldigst nach 3 Tagen.

Meine in Parenthese hingeworfne Angabe von einem lateinischen Strykovsky im Czenstochower Kloster, glaubte ich ganz gewiß so wie die andern Angaben, in dem von mir citirten Braun zu finden, fand sie aber nicht, und — erschrack.

Nun erinnerte ich mich, etwas von der Art vor dreißig Jahren in Sammlungen, polonica betreffend, gelesen zu haben; ich

supplicirte, mir von der Art alles von unsrer Bibliothek zu schicken. Die lieben Herrn schickten mir nicht weniger als vierundzwanzig Stücke, Polnische Bibliothek, „Ianociana etc. etc.:“ — ich suchte überall, und fand — nichts.

Schon verzweifelnd stieß ich endlich auf Jonozki kritische Briefe, Dresden, 1745. 8. in meinem Wust von Annotaten citirt, und daraus excerpirt: „Strykovsky Poln. Chronik lat.“ — Sogar auch dieses sonst unbedeutende Buch ward aufgefunden: es enthält S. 39 — 49. „Verzeichniß der Tycholskischen Handschriften, welche die Gräfin Swidzinski in die Czestochower Marienbibliothek geschenkt.“ Hier kommen vor S. 39. hebräische, S. 41. griechische, S. 44. römische, S. 48. polnische Mspte.: und auf dieser letzten Seite steht:

„Des Strykovsky polnische Chronik. Auf Pergament mit neuen Schriften. In Fol. Sie ist nicht vollständig."

Also ein Strykovsky ist da, aber kein lateinischer: ich hatte übersehen, daß hier die römischen Mspte. aufhörten, und thue darüber Buße im Sack und in der Asche. — Ich tröste mich, daß Sie den polnischen Strykovsky ganz gut werden entbehren können, wenn Sie nur den auch äußerst seltnen Kojalovicz — mein Auszug daraus ist kaum nennenswerth, weil er keine Berichtigungen enthält — auffinden: der Berichtigungen aber, namentlich in den Händeln zwischen Littauen und Preußen, werden ungeheuer viele nöthig seyn.

Aber warum behellige ich Sie, Edler Herr, mit diesem langweiligen Datail? — Ich wollte, wo möglich, Ihnen das Zutrauen zu mir machen, daß ich kein übler Correspondent bin,

und Sie veranlassen, mich künftig bei Ihrer herrlichen Arbeit mit Fragen zu beehren, über welche ich Ihnen hoffe manchmal, blos als glücklicher naher Anwohner der Götting. Bibliothek, Auskunft geben zu können.

Wenn ich Ihnen übrigens versichre, daß ich mich enthusiastisch über Ihre, unter so ausnehmend glücklichen Conjuncturen, vorhabende Arbeit freue: so kann ich die Aufrichtigkeit meiner Versicherung durch eine Wolke von Zeugen documentiren. Ich habe nemlich jedesmal, wenn ich in meinen Vorlesungen auf Preußen kam, geäußert, „im ganzen „Mittelalter wüßte ich keinen Staat, der ei„ner schönen Geschichte — ich meine, das „hohe Wort schöne Geschichte zu verstehen „und zu fühlen — fähiger und würdiger wäre, „als der deutsche Ordensstaat; eine schöne Be„arbeitung desselben würde sich völlig wie ein „Roman lesen lassen, wenn auch kein Haar-

„breit dabei von der ernsten und heiligen
„Wahrheit abgegangen würde."

Ich schließe in der stolzen Hoffnung, daß Sie, verehrtester Herr, mir öfter Gelegenheit geben werden, Ihnen die ganz ausgezeichnete Hochachtung zu bezeugen, mit der ich verharre

Ew. Hochwohlgeb.

ganz gehorsamster Diener
A. L. v. Schlözer.

Göttingen, den $\frac{5}{17}$ Jul. 1808.

Ihr abermals ausnehmend gütiges Schreiben, Edler Herr, vom $\frac{6}{18}$ Jun., erhielt ich den 4ten dieses. Wenn ich auf die Ehre und das Vergnügen, öfter mit Ihnen zu correspondiren, Rechnung machen darf; so erlauben Sie doch, daß wir uns über alle Etiquette an Schnörkeleien wegsetzen, und immer gleich in mediam rem kommen?

I. Ihren Plan betreffend. — Anno domini 1784 schrieb ich eine Vorrede von 24 S. zu Salzmanns Uebersetzung von „Mably von der Art die Geschichte zu schreiben ꝛc." (Strasburg, in der Academ. Buchhandlung, 1784). Was gäbe ich darum, wenn diese 12 Blättchen die Ehre hätten, von Ihnen gelesen zu werden! Aber gewiß werden Sie nicht einmal von Ihrer Existenz je gehört haben, und sie eben so wenig mehr in einem Buchladen

auftreiben können. Wundern würden Sie Sich, so wie ich stolz darauf bin, wie oft wir uns in unsern Ideen einander begegnen. Gerade Ihr Thema handelte ich darin ab, lallte von den Gränzen — nicht bloß zwischen Dichterei und Geschichte, sondern auch zwischen Geschichte und schöner Geschichte, zog Scheidewände zwischen dem 1. Geschichtsammler, 2. Geschichtforscher, 3. Geschichtschreiber, 4. Geschichtmaler (schönen Geschichtschreiber). Daß ich schon Ihre Idee von fortlaufender Erzählung (versteht sich ohne Citata, noch mehr ohne Polemik) witterte, davon zeuge Eine Stelle, die ich unten ausschreibe. „Nicht immer aus dem Gefühl des Ganzen herausgerissen werden, finden Sie nicht darin eine, wenn gleich nur schwache Spur von diesem Ihren herrlichen Ausdruck." Nur in pt. Livii sind wir nicht eins (ibid.): ja wohl schreibt der schön, aber was er

von den fünf ersten Saeculis schön schreibt, daran ist fast kein wahres Wort u. s. w. Sie wollen also 2 Bände eigentlicher (oder wie ich sie nenne, schöner) Geschichte schreiben; denn 2 Bände voll Belegen, Kritik, und Polemik? Im Nothfall wären diese 2 letzten Bände nicht einmal nöthig; die Preußische Ordens-Geschichte ist bereits zu einer schönen Geschichte reif; da ist schon vortrefflich (obgleich schrecklich zerstreut) gesammelt, kritisirt, selbst die Quellen gereinigt worden. Also, so unbarmherzig auch dem weltberühmten Dichter nun, als Historiker aufgelauert werden wird: so sind Sie gedeckt, Sie, die alles so gut kennen, als der Laurer, und noch weit mehr, ihm also beim ersten Abläugnen Trotz bieten können. Indeß, wenn Sie viele nova zu produciren haben, und Gründe finden, von dem bisher allgemein Geglaubten abzugehen: so werden natürlich dieser Th. III.

v. IV. ein theures Geschenk für die ganze Wissenschaft, das den Werth der beiden ersten Theile noch unendlich erhöhen wird. — Nur eine Geschichte bloß aus dem Gedächtniß niederschreiben, ohne bei jedem Facto wieder die Quelle, oder den kritischen Vorarbeiter noch einmal nachzusehen, dabei bin ich ein Paarmal in meinem historisirenden Leben übel angekommen.

II. Wenn die Stellen, so wie Sie sie anhören, ipsissima verba von L. David und Prätorius sind: so glaub ich auch, daß Christian eine Chronik geschrieben. Nur da sie nicht mehr existirt, so ist ja keine Dispute über deren fidem denkbar. An seinen Weidewuth glauben Sie doch nicht? Kallubek's (so, ni fallor, heißt er polnisch) Chronik ist ja platter Unsinn in seinen beiden Ausgaben! Auch starb er A. 1223, Christian lebte (und schrieb vielleicht erst) noch nach 1236: wie fodert

Hartknoch, daß jener diesen hätte kennen müssen?

III. Meine Wessen geb ich bei Leibe nicht auf. Sie stehen in Stritters Codex (dem ich, bei Leibe nicht, „wenig zutraue"), und nur noch ein Codex, in Krags herrlichem Büchelchen S. 55. Бecx wird häufig in Msptn., wenigstens ähnliche Wörter, geschrieben Б^{c}x, das c oben abbrevirt, und eine der ersten Regeln der kleinen Critik ist: da, wo der Dummkopf von Copisten (und größere gibt es nicht, als russische Chronikenabschreiber) ein ihm unbekanntes, aber einem ihm bekannten nahes Wort findet, da macht er, ohne Menschenverstand, das Letztere daraus.

IV. Kriwiczen von Kriwe — eine monströsere Etymologie kenne ich kaum. Sie schreiben: „die Polotzker (bei Leibe nicht Polovzer!) hätten sich mit den Russen freiwillig vereint;" wo steht das? Und diese

Polotzker waren Slaven, Nestor II., S. 82, 105, 207. Was gehen die Ihre Preußen und Ihren (halbfabelhaften) Kriwe an? — Sie verwechseln doch nicht (Polotzker) Kriwitschen ibid. S. 126. mit Polovzern S. 135.? — Daß Oleg mit Kriwitscher Smolensk erobert habe, dem ist Nestor III., S. 360., Z. 3., abgeholfen. — (Ueberhaupt bin ich seit dreißig Jahren ein geschworner Feind von Etymologisiren geworden.)

Aber fall ich Ihnen, hochverehrter Herr, mit meinem weitläuftigen, und dabei in der Eile gar übel stylisirten Geschwätze nicht zur Last? und noch mehr mit meiner altfränkischen Offenheit? Doch Sie selbst haben mich ja dazu verleitet.

Leben Sie wohl, und erwiedern Sie meine unbegränzte Hochachtung mit der Fortdauer Ihrer Gewogenheit.

A. L. v. Schlözer.

Göttingen, den 17 Decemb. 1806.

Ihren dritten gütigen Brief, Edler Herr, vom 1. August; abermals voll von Ausdrücken, bei deren Lesung ich nothwendig roth werden mußte, erhielt ich den 4. Septbr. Sein Inhalt war in hohem Sinne historisch-kritisch. Eben damals hatte ich meine heil. Olga angefangen, ein Stück Arbeit, das nicht gut Unterbrechung vertrug; dennoch wollte ich Zeile für Zeile antworten. Aber wie erschrak ich, wie sehr ich mich nach dreißig Jahren im detail der preußischen Geschichte zurückgekommen fühlte! nicht einmal Ihres Lucas Davids konnt ich mich mehr erinnern, nicht einmal seine Existenz weder in Braun noch Gadebusch auffinden. — Nun fingen die langen Nächte an, und mein Augenarzt verbot mir, länger als Eine Stunde in Einemweg bei Lichte zu arbeiten! — Nun kam der welt-

stürmende Oktober; wahrlich da verging einem die Lust zu kritischen Recherches. — Dann folgte der für mich individuell noch fürchterlichere Nov.; meine Tochter, Bürgermeisterin in Lübeck, wohnt samt meinen drei Enkeln dichte an dem Thor, wo die Stürmung anfing: ihr Haus wurde durch ein halbes Wunderwerk, durch einen Heldenmuth des berühmten Villers, der werth wäre von Ihnen besungen zu werden, vor der Plünderung gerettet: natürlich gab alles dieß eine lange rührende Correspondenz rc. rc. Verzeihen Sie mir nun, bester Herr, daß ich dißmal so lange in Rückstand geblieben? Und wollen Sie auch künftig mir Nachsicht angedeihen lassen, falls ich öfter in den Fall käme, sie nöthig zu haben?

Jetzt sind mir alle die einzele Ideen wieder verflogen, die ich vor einem viertel Jahr gesammelt hatte: statt deren wage

ich es, Sie mit einigen allgemeinen zu langweilen. Ich armer Sünder erkenne und bekenne, daß ich in Sachen Weidewuths und der ganzen preußischen Vorgeschichte (vor Christian) unbekehrlich bin, und sage frank und frei, daß Sie, unsterblicher Mann als Dichter, sterben werden als Geschichtschreiber, wenn sie nicht dem Weidewuth und allem seinem Wesen und Werken eben so entsagen, wie die Sachsen, auf Karls des Großen Befehl, in der Tauffformel dem Othen entsagen mußten. Ich werde Sie so wenig bekehren, als Sie mich: nur aus schuldiger gelehrter Hochachtung für Sie werfe ich Striche hin den Weg zu zeichnen, auf dem ich in meinen Unglauben gesunken bin.

I. Eines meiner Lieblingsstudien, das ich volle 50 Jahre, wiewohl im Stillen, trieb, war: „Gang der Menschwerdung

der Völker, vom Euphrat und Nil her, über Klein-Asien und Griechenland an die Tyber, und von da an den Rhein, die Elbe und die Weichsel: und davon war mein letztes Resultat," noch vor tausend Jahren waren alle Menschen über die Weichsel hinauf, völlig oder doch etwa so, wie die, die wir neuerlich auf Kajdak- und am Nootkasund angetroffen haben. Was man als Spuren von Kultur angibt, läugne ich ab. Die Finnen waren gewandte Seeräuber; aber sind nicht auch Karaiben brav, wie die Griechen, die Troja stürmten? Die Preußen hatten Priester: aber es gibt ägyptische, göttingische, sibirische Priester (Schamanen); gerade wie die letzten denk ich mir die Bockweiher. . . . .

II. Nun fahr ich fort. Die Wilden kenn ich genau, vorzüglich die sibirischen und amerikanischen, und sage: Wilde ha-

ben keine nur einige Saecula zurückgehende Geschichte, die des Namens werth wäre. Dieß weiß ich a priori: sie haben kein Material zu einer Geschichte, nichts von Bedeutung passirt bei ihnen; und die ärmliche Tradition von Mund zu Mund, wie lange kann die ein factum rein erhalten? Dieß weiß ich a posteriori: hat Atlasov eine Geschichte der Kamtschadalen und Kurilen mitgebracht?

III. Indeß es gibt doch gedruckte uralte Geschichten von fast allen unsern Süd- Mittelnord- und Hochnordischen-Staaten? — Alle diese stammen aus dem Zeitraum von A. 1200 — 1660. Da geriethen einige müßige Klosterleute an alte Bücher (leider an die schlechtesten) historischen Inhalts, und hatten den unsinnigen Einfall, ihr Volk, ihr Land, müsse eben so hoch in der Geschichte anfangen, als Aegyptier, He-

bräer, Griechen und Römer ꝛc., und setzten voraus, daß die Ehre einer Nation in ihrem Alter bestehe. Nun fingen sie von Genes. X. an, und wühlten in der griechischen Mythologie herum. Der Portugise hob an mit Ulysses, der Spanier mit Tubalkain, der Franke und Deutsche mit Troja und Priamus, die Hochnordländer mit Skythen und Sarmaten. Ein Hauptmittel, wie diese Leute ihre Träume, gar mit dem Schein halber Gelehrsamkeit, ausbrachten, war — Etymologisiren. Aus Völker- und Ländernamen machten sie, nach dem Vorgange der alten Mythologen, Personennamen, und umgekehrt.

IV. Ich habe unsäglich viel Zeit mit Lesereien der Chronikanten aus obbenanntem Zeitraum zugebracht: ich halte sie nicht für verloren; ich sah die Fabeln unter meinen Augen, durch Fortwälzen wie Schneebälle

entstehen, und glaube einen Tact bekommen zu haben, den Fabulanten in floribus zu ertappen. Wirklich es läßt sich eine Theorie schreiben, wie alle die Leute zu ihren Grillen, gar nicht aus bloßer Petulanz, mit dem Vorsatz zu lügen gekommen sind.

V. Haben Sie Lust und Zeit, gelehrter Mann, den Triumph der historischen Kritik in den letzten 150 Jahren zu studiren: so werden Sie Folgendes finden. Alle Specialgeschichtschreiber der europäischen Staaten fingen mit einem Weidewuth an: wie steht es nun? Kein Spanier spricht mehr von Tubalkain, kein Deutscher von Aschkenas, Francus und Saxo, kein Britte von Brutus; den Lech Czech und Rus haben Dobner und ich ecrasirt; an Othen glaubt nur hie und da noch einer in Dänemark: restirt nur noch Weidewuth — doch

nein, er restirt nicht noch. Hartknoch schon (ein ächter Kritiker) hat das Unding verbannt; schmerzen würd' es mich, wenn ich Ihren grossen Namen, unter der — gewiß allerletzten Vertheidigung desselben läse.

VI. Noch eins, wenn Sie erlauben. Meinem Tact allein traue ich nicht, ob etwas eine Fabel sey, sondern — so macht' ich es mit Weidewuth. Belieben Sie mich zu controliren, und folgende recherchen anzustellen. 1. Wer ist der erste Schriftsteller, der die Weidewutherei in die Welt gebracht? 2. Wann hat der Mann gelebt? 3. Wie, wann der, dem alle andre erst nachgeschrieben haben, erst 1506 gelebt hätte: wärs möglich, ihm Dinge zu glauben, die tausend Jahre vor ihm sollten passirt seyn, und von denen doch kein andrer Inländer, deren es indeß mehre gegeben, Meldung ge-

than? Noch ein zweites: 1. Wann verschwinden die Alanen aus der alten Geschichte? 2. Wie kommen sie in die preußische Geschichte? höchstwahrscheinlich durch den Namen Lithalan. Aber 3. das Volk selbst nennt sich Litva: 4. Wer ist nun der, der zuerst den Namen Lithalanus gebraucht, und 5. wann, und wie lange nach dem Verschwinden der Alanen, hat der gelebt?

(Noch ein drittes, das aber nicht zum Vorigen gehört. Nach den Titeln der von Ihnen aufgefundnen Urkunden scheinen mir solche ausnehmend wichtig zu seyn! Nur ob sie noch inedita sind? — Dergleichen Fragen werden Sie, der Sie in der preuß. Geschichte wohnen, mir, der ich vor langer Zeit nur Streifzüge dahin gethan, an Sie erlauben.)

Ihren vierten Brief vom 7. Oktober, geschrieben mit liebenswürdiger und dadurch hochachtungsvolles Zutrauen einflößender Offenheit, erhielt ich erst den $\frac{1}{20}$ December Folge der Schlacht von Jena.

Ihr jetziges Verhältniß zu Ihrem unwürdigen Kumpan kannte ich nicht. Auch der seltsame Zufall, daß Jenes Ausfall mir gerade um die Zeit zu Gesichte kam, als Sie mir die Ehre erwiesen, mit mir über das nämliche Sujet zu correspondiren, machte mich natürlich stutzig. — Dennoch versichre ich Sie, Mann von Würde! auf Ehre, daß ich mich nicht überwinden konnte, Sie im Verdachte eines Vor- und Mitwissens, einer Theilnahme an dieser Büberei zu haben. Dagegen fodre ich auch von Ihnen das Zutrauen, daß ich dem Menschen nie einer Zeile Antwort im Publico würdigen werde. Nur an Ihrer

Meinung von mir ist mir ausnehmend viel gelegen; und ich kann doch nicht erwarten, daß Sie Sich die leidige Mühe geben, die vier Actenstücke, (die beiden Stellen in M—s Vorzeit und dem Freimüthigen; und meine beide Stellen in der Littauischen Geschichte und im Nestor) richterlich auf einander zu confrontiren, also erlauben Sie mir nur folgende Bemerkungen, aber einzig und allein für Sie.

Habe ich den Menschen beleidigt? Ist Romanschreiber ein Schimpfwort? oder ist er es erst durch den Zusatz Ritter R. Schr. geworden? So viel ich weiß, gibt es auch vernünftige, geistvolle Ritter-Romane. Ich betheure, daß ich im Ernste glaubte, M— könne unmöglich das, was er vom lettischen Moses erzählt, für historische Wahrheit selbst gehalten haben: meine Anklage war nur, daß er keinen Abschnitt

gemacht, und ehrlich gesagt: „bis hieher habe ich ein artiges Mährchen ausgeschmückt; von nun an erzähl' ich Geschichte aus Heinrich dem Letten.“

Nun zum zweiten Mal, und auf gleiche Art, mutzt er mir das Belaufen auf: und beide Mal läßt er die hochwichtige Parenthese in meiner Litt. Gesch. aus, daß der Fabulant sage, vor Weidewuth wären keine Ehen gewesen. Nun ein Volk ohne Ehen; ist das nicht in einem viehischen Zustande? — Dann kommt er mit dem Sabinerinnen Raub: ist da der geringste Vergleich denkbar? Waren damals noch keine Ehen in Rom? sogar braucht Livius, da wo er den Raub beschreibt, die feierlichen Worte conjugium, matrimonium, domum ducere etc. Ist der Mensch mehr unwissend oder mehr boshaft?

Mir sind oft Leute aufgestoßen, die so wenig Gefühl für historische Wahrheit hatten, daß sie es Pedanterei nannten, daß ich, um zu wissen, ob die Zahl 1730 oder 1731 heiße, Bücher von der Bibliothek holen ließ: diese Leute kamen mir vor wie Kinder und Wilde, die kein Gefühl für Scham, und für nichts Ekel haben. Aber so einen Menschen, der Geschichten drucken läßt, und historische Kritik überhaupt, durch Polterkammer und Geschichtkrittelei ridiculisiren will, hab ich noch nicht gefunden ꝛc.

Ich zittere, wenn ich nun denke, daß dieses ungehobelte Geschreibe Ihnen, Meister vom Styl, vor die Augen kommen soll, bei einer Revision könnte ich vielleicht das Rauheste selbst abhobeln: aber ich habe weder Zeit noch Lust zum Umschreiben. Lesen Sie es also, oder lesen Sie es nicht:

nur in jedem Falle vernichten Sie es nachher. Ohne diese Hoffnung und Voraussetzung würde ich es nicht wagen, meinen Namen darunter zu setzen.

Schlözer.

Göttingen, den 9. Jan. 1809.

Lächeln Sie immerhin, ich verdiene es, wenn ich Sie mit dem arrogant-familiären „Willkommen, Herr Collega!“ anrede. Ich sehe Sie, längst Weltberühmter Mann, eine neue Stufe glänzenden Ruhms ersteigen, und blicke respectvoll zu Ihrer Höhe hinauf.

Am ersten Tage dieses Jahrs hatte ich die Freude, Ihr gütigstes vom 3. April 1808, samt einem großen Paquet — ich weiß nicht, durch wen immediate? — mit der Post zu erhalten. Schon das Aeußere des schönen completen Exemplars überraschte mich. Wie komm ich, dachte ich, zu dem theuren Geschenke? und dann, das ganze äusserst mühsame Werk, liegt auf einmal da, dessen Vollendung ich kaum mehr zu erleben hoffen durfte?

Nun ging ich ins Innere, blätterte, und stieß zuerst auf S. 4 — 17. Hier fand ich, fühlt' ich, 1. Anmuth in der Darstellung, 2. Kraft im Ausdruck, 3. Gründlichkeit (präcise Wahrheit in den einzelen factis, denn hierüber durfte ich auf der Stelle ein Urtheil wagen, weil mir alle Börnsteins-Sagen noch von uralten Zeiten her gegenwärtig waren). Diese drei Eigenschaften, nach dem Ideal eines vollkommnen Geschichtschreibers, habe ich in der Vereinigung aller dreien, bei einem erz-kritischen trocknen Gegenstande — das versichre ich auf meine historische und Ritter-Ehre — bei keinem, weder deutschen noch französischen noch englischen Geschichtschreiber, wahrgenommen.

Dann fiel ich auf Tannenberg. Anmuth und Kraft durchdrang mich auch hier: ob hier auch überall simple Wahrheit, nicht

mitunter schöne Ausstaffirung sey, hütete ich mich wohl zu urtheilen: denn Tannenberg war mir nicht mehr so geläufig, wie Börnstein. Dagegen seufzte ich: o mihi praeteritos etc... Gott bewahre, nicht in der gewöhnlichen schlimmen Bedeutung, sondern „wäre ich doch funfzehn Jahr jünger," da wollt ich Zeile für Zeile das Werk durchnehmen, das erstaunlich viele Neue unterstreichen, und selbst die Stellen, die unnachahmliche Anmuth und Kraft haben, in einer öffentlichen Anzeige ausheben.

Aber ich Veteran, d. h. armer Innvalide, bin zu furchtsam dazu. Ob ich mich nur werde ermannen können, aus Ihrer Vorrede die erstaunlich wichtigen Quellen, die Sie, Glücklicher, zuerst gebrauchen können, anzugeben, weiß ich noch nicht.

Ich finde meinen Namen sehr oft in Ihrem Opus immortale, und warlich ich freue mich und stolzire darauf. Aber über eine Stelle am Ende Ihrer Vorrede — erschrak ich! Lieber Gott, war das Wenige, was ich die Ehre Ihnen zu schreiben hatte, nur einer Erwähnung, aber nicht mit der Ihnen allein eignen Stärke, werth? Neuer, in seiner Art uniquer Beitrag zu dem Gemeinort, daß „höchstes Verdienst mit tiefer Herablassung Hand in Hand gehn.“

Nun meine sehr — prosaische Hymne auf Ihre beispiellose Großmuth, Nachsicht und Versöhnlichkeit, in pto. meines Nichtantwortens auf Ihre Briefe, die ich alle in Schatz lege, und meine Rechtfertigungen deshalb, die Sie einer Milde würdigen werden. Ihr Schreiben vom 1. August 1806 beantwortete ich umständlich den

$\frac{17}{29}$ Dcbr. Diese meine Antwort kam retour den 2. Febr. 1807; man ließ mir nachher von der Post sagen, die Post sey wieder offen, also gab ich ihn den 13. April aufs Neue dahin. Diesen Brief haben Sie endlich bekommen. — Indessen liefen bei mir ein Ihre Briefe den 20. Dcbr. 1806 und 22. Dcbr. 1807 (mehr hab ich nicht außer dem letzten vom 3. April vorigen Jahres erhalten). Warum antwortete ich nicht schuldigst? Im Jahr 1807 ward der Anfang gemacht, unsre Glorie Auguste zu Grabe zu tragen; da wußte Niemand, wo einem der Kopf stand. Den 28. April 1808 starb meine Frau, siebenzehn Jahr jünger wie ich; in 3½ Tagen lebend, gesund und todt.... Setzen Sie, Mann von Gefühl, das Uebrige zu meiner Rechtfertigung hinzu.

Beneidenswerth, aber hochverdient, ist Ihr Glück, zu so vielen sonst verborgnen Quellen Zugang gefunden zu haben. O

schaffen Sie doch einen Cod. diplomat. Pruss. mit Hülfe Ihres genannten Freundes: Ihr Werk wird so reißend abgehen, daß Ihr Verleger Muth dazu bekommen wird. Lucas David noch nicht gedruckt? so lange noch nicht einmal genützt?

Sie haben Ihr letztes Wort über Weidewuth gegeben; erlauben Sie mir auch mein letztes Wort. Ich fragte, wer der sey, dem dieser Name zuerst aus der Feder geflossen? Sie antworten: Christian. Dieß verstehe ich nicht! Denn angenommen, es habe je eine Christians Chronik existirt, so 1. existirt sie jetzt nicht mehr, — und non entis nullae sunt affectiones; und 2. von ihm an, bis 1500, sagt kein Einziger von den vielen preuß. Chronikanten, daß Christian den Namen Weidewuth habe. Wissen Sie wohl, daß

Erasmus Stella der allererste ist, der diesen Namen nennt? Sein Zeitalter wissen Sie ohnehin. Nun, Sagen respectir ich; nur frage ich immer nach der Distanz zwischen dem schriftlichen Anfang der Sage und der Zeit des facti, das sie erzählt. Meine selige Großmutter (Braut A. 1694) erzählte viel vom 30jährigen Krieg; ich glaubte es, denn sie lebte lange mit ihrer Großmutter, die jenen ganzen Krieg durchlebt hatte. Wenn sie mir nun aber eben so viel von einem großen Mann, Niknef, vorgesagt hätte, der 1000 Jahre vorher den ersten Weinstock in Franken gepflanzt, ꝛc. ꝛc. ꝛc., durft ich das glauben? Nun Bürgermeister Stella verhält sich, in der Zeit, zu Weidewuth, wie meine Großmutter zu Niknef: und sollte ein Geschichtschreiber, wie Kotzebue, seinen kritischen Credit, seinen himmlischen Talente, mit Anmuth und Kraft hirnlose Mähr-

chen — wie sie in den Originalen da liegen — zu travestiren aufopfern? Richte Mit- und Nachwelt!

Sie sehen, wie erbärmlich ich schreibe: also vernichten Sie ja, mein Edler Freund, zu meiner Ehre, alle meine Briefe. Selbst das mechanische Schreiben wird mir sauer, weil mir ein Nebel auf den Augen liegt; und zur Ordnung im Denken bin ich eben so wenig, als zur Wahl der Ausdrücke, aufgelegt. Dennoch, wenn ich noch von Ihnen mit Briefen beehrt werden sollte, will ich schuldige Antworten wohl möglich machen.

Ich verharre, ohne weitere Phrase

Ihr, Hr. Collega!

aufrichtigster Verehrer

Schlözer.

Ich habe mir schon vorgestern Abend die Kleinstädter von Herrn G. Göthe zum Lesen ausgebeten, da Sie mich dazu autorisirt hatten. Nach sorgfältigem Durchlesen des Stücks finde ich nichts willkürliches in seiner Verfahrungsart; er hat keine andere Stelle weggestrichen, als solche, die den Partheigeist reizen konnten, den er von dem Theater verbannen will; und das Stück hat dadurch von seinem theatralischen Werth nichts verloren, weil jene Stellen weder zur Handlung noch zur Charkterzeichnung nothwendig sind. Was mich betrift, so versichre ich Ihnen nochmals, daß ich aus dem Stücke nichts auf mich beziehe, wiewohl ich versichert bin, daß alle diejenigen, welchen es darum zu thun seyn könnte, Streit zwischen uns zu erregen, nicht ermangeln werden, jene Stanze, womit Sie einen Akt schließen, und wobei Sie schmerzlich nur an mich gedacht haben, als einen

Ausfall auf mich vorzustellen. Und selbst, wenn dem wirklich so wäre, würde ich Ihnen keinen Krieg darüber machen, denn die Freiheit der Comödie ist groß, und die gute heitre Laune darf sich viel herausnehmen; nur die Leidenschaft muß ausgeschlossen seyn.

Dies ist mein aufrichtiges Bekenntniß sowohl über diesen besondren Casus als über alle ähnliche Fälle; und ich setze bloß noch hinzu, daß Sie, nach meiner Einsicht, das Stück ohne Bedenken, so wie es jetzt ist, können spielen lassen, und daß Ihre Nachgiebigkeit Ihnen nicht anders als zur Ehre gereichen kann.

Hochachtungsvoll

Der Ihrige
Schiller.

Abschrift von Wielands Brief an Böttiger, über die Hussitten vor Naumburg.

Ich bediene mich Ihrer gütigen Erlaubniß, indem ich Ihnen das mir von Hrn. v. Kotzebue gefälligst anvertraute Mspt. der Hussiten vor Naumburg übersende, mit der Bitte, solches baldmöglichst wieder in die Hände desselben zurückgehen zu lassen, und ihm, nebst Bezeugung meines wärmsten Danks für die Mittheilung desselben, zugleich ein paar herzliche Worte vom dem ganz ausnehmenden Vergnügen und der innigen Rührung zu sagen, womit ich es an einem schönen Morgen dieser vergangenen Woche in dem Tiefurtischen Elysium durchlesen habe. Ich müßte mich sehr irren, oder dieses neue Product des Geistes und Herzens unsers unerschöpflichen Freundes ist, in jeder Rücksicht, nicht nur das Schönste und Vollkommenste aller seiner bisherigen Werke;

sondern in Hinsicht auf die Wirkung, die es auf Leser, und Hörer und Zuschauer thun muß, das non plus ultra dessen, was die dramatische Muse über menschliche Gemüther vermag. Das einzige, was mich, wider meinen Willen, verhindert, diesem in seiner Art (d. i. in der Wahl des Stoffes und dessen Behandlung und Ausführung) Einzigen Stücks, einen ganz unbedingten Beyfall zu geben, ist vielleicht auch das Einzige, was den Effekt, den es durch die wirkliche dramatische Darstellung machen muß, zu mildern vermag; da es sonst, wenn es in Prosa, oder auch nur durchaus in Jambischen Versen geschrieben wäre, kaum auszuhalten seyn dürfte, — und so wäre denn das, was mir in anderm Betracht tadelnswürdig scheint, vielmehr eine glückliche Inspirazion der Muse, deren beynahe verzärtelter Günstling der Dichter ist. Dem ungeachtet kann ich mich doch nicht erwehren, die Vermengung der Jamben

mit gereimten Versen, besonders mit den so häufig vorkommenden ottave rime, für einen fremden Schmuck zu halten, der die schöne Natur und sublime Einfalt dieses Stücks entstellt, und auf mich wenigstens eben die gute Wirkung thut, als wenn die gute Mutter Bertha im Kostum einer Roxelane oder irgend einer andern französischen Opernheldin aufträte. Es kann seyn, daß nur sehr wenige über diesen Punkt so denken, oder vielmehr so fühlen wie ich; aber gleichwohl kann ich mir kaum vorstellen, daß es auch nur einen einzigen nicht ganz ungebildeten Zuschauer geben könnte, dem es nicht auffallen müßte, den wackern Naumburgischen Bürger und Handwerksmann Wolf (ob er gleich Viertelsmeister ist) gleich in der 2ten Scene als ein Improvisatore auftreten und aus dem Stegereif drey Stanzen in den schönsten und vollendetsten ottave rime herdeklamiren zu können, — ein Wunder der Improvisir-

kunst, dessen sich meines Wissens vorbesagtem Meister Wolf, selbst unter den geübtesten Italienisch. Improvisatoren unterfangen hat. Doch, wie gesagt, da auch Dame Bertha, der Bürgermeister u. a. so oft ihre Gemüthsbewegung aufs höchste steigt, sich in Reimen ergießen, da sogar der Bauer in der 6ten Scene seinen Bericht in lauter kurzen 3½ füßigen Jamben abstattet, und Wolf das (an sich höchst vortrefflich ausgearbeitete) Gemählde des Aufruhrs der Mutter ꝛc. ꝛc. in der 1. Scene des 3ten Akts in einer Art kleiner Akatalektischer Daktylen ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ macht, so muß ich nothwendig glauben, K. habe die Reime, die achtzeiligen Stanzen, und diese auf der Bühne bisher unerhörten kurzzeiligen Versarten absichtlich für den Ausdruck des höchsten Affekts oder für pathetische Stellen, die durch den Rhythmus erst recht ausgehoben und eine Art von Verstärkung erhalten sollen, ausge-

wählt; und wenn dies ist, — nun so kann ich mir denn auch nicht anders als durch meine obige Hypothese helfen, und sein guter Genius (des den dramatischen Dichtern nie genug zu empfehlenden ne quid nimis eingedenk) hat es ihm unmittelbar eingegeben, aber NB. nicht (wie der Dichter, vielleicht von Schillers Beispiel verführt, sich einbildete) die Wirkung auf die Zuhörer zu verstärken, sondern vielmehr zu verhindern, daß sie nicht vor Uebermaaß des Mitgefühls in lautes Weinen und Schluchzen ausbrechen mußten; was unfehlbar, da der Dichter den Ton des Ganzen schon so hoch gespannt hat, erfolgen müßte, wenn er die Wirkung der Natur nicht durch solche Spielereien der Kunst (denn alles Reimgeklingel ist doch nichts als Spielerei) geschwächt hätte. Uebrigens, l. B., gestehe ich Ihnen gern, daß die achtzeiligen Stanzen, worin K. seinen Wolf so häufig sprechen läßt, an sich ungemein schön sind. Aber

alles, was ich daraus folgere, ist, daß K., wenn er wollte, mit Ariosten selbst in der Roman-tischen Epopée wetteifern könnte. In diese Dichtungsart gehören sie nicht auf den Schau-platz, wo Verse ohne Reime die einzigen sind, die ich, meiner Ueberzeugung nach, ei-nem Dichter, um die Sprache seiner han-delnden Personen über die alltägliche Prosa zu erheben, zugestehen kann. Ich nehme allenfalls die Chöre aus, wo der Reim ge-wissen Lyrischen Versarten so angemessen wer-den kann, daß sie durch ihn einen höhern Wohlklang und eine leichtere Singbarkeit erhalten können. Ich behalte mir vor, über Alles dieses et quaedam alia mit Hern. v. K. selbst mit der Offenherzigkeit eines Freun-des, in welchem kein Falsch ist, zu sprechen, sobald wir uns, hier oder in Jena, wieder-sehen; und bin inzwischen nicht entgegen, wenn Sie ihm dieses Blatt mittheilen wollen, wo-rin ich nichts gesagt habe, als was ich ihm

selbst ohne alles Bedenken sagen zu dürfen versichert bin. Morgen gehe ich nach Oßmannstädt zurück, um die Anmerkungen zum Ion zu machen, und ersuche Sie, mir zu diesem Behuf, den Musgravischen Commentar sobald nur immer möglich nach Oßmannstädt zu schicken.

Wieland.

[illegible], den 12. März [illegible]

[illegible]

Die Prellerei des Hrn. W. ist stark, ich kann aber Ihre Frage nicht genügend beantworten. Ich erhalte nämlich eine Besoldung, so wie alle außer Landes Dienende, in Rubeln zu 50 Stüber holländisch den Papier-Rubel gerechnet, also ungefähr 1⅓ Thlr. Das ist aber ein fester angenommner Cours noch von Peter I. her. Indessen bin ich sehr überzeugt, daß Sie tüchtig geprellt worden. Der Papier-Rubel steht jetzt in Petersburg 375 — 78 Copek, folglich brauchte W., um 200 Silber-Rubel zu bezahlen, nicht mehr als 700 Rubel Papier, vielleicht etwas mehr. Nun dürfen Sie ja nur einen Banquier fragen, wie viel Stüber jetzt der Papier-Rubel in Holland gilt? Dann läßt sich leicht berechnen, wie er gegen sächsische Thaler steht.

Meinen Sohn haben Sie vermuthlich bei

Empfang dieses schon gesprochen. Ich erwarte ihn mit großem Verlangen.

Krusenstern schreibt mir kürzlich und wünscht sehr, daß ein Exemplar seines Werkes gelegentlich an Barrow, Secretair der Admiralität zu London, geschickt werde, auf seine Rechnung. Sollten Sie daher Gelegenheit dazu finden, so bitte ich seinen Wunsch zu erfüllen.

Mit dem Almanach geht es Gott sey Dank gut vorwärts. Zwei Drittel desselben hoffe ich Ihnen schon im April zu schicken.

Der Ihrige

Kotzebue.

Verzeichniß der übrigen Schriften des Verfassers, welche ebenfalls bei dem Verleger dieses Nachlasses erschienen sind.

Kotzebue, Aug. v., kleine gesammelte Schriften. 1ster Theil. Mit Kupfern von Geyser. Zweyte Auflage. 8. 1791. 1 Thlr. 8 gr.
— derselben 2ter Th. Zweite Aufl. 8. 1792. 1 Thlr. 8 gr.
— derselben 3ter Th. 2te Aufl. 1793. 1 Thl. 16 gr.
— derselben 4ter Th. 2te Aufl. 1794. 1 Thlr. 8 gr.
— meine Flucht nach Paris im Winter 1790. 8. 20 gr.
— Leiden der Ortenbergischen Familie. 2 Th. 2te Auflage. 8. 1792. 1 Thlr. 12 gr.
— Adelheit von Wulfingen. Ein Denkmal der Barbarei des dreizehnten Jahrhunderts. Mit einem Titelkupfer von Geyser. Dritte Auflage. 8. 1792. 12 gr.
— die gefährliche Wette. Ein kleiner Roman in zwölf Kapiteln. 8. 1790. 8 gr.
— der Eremit auf Formentera. Schauspiel mit Gesang in zwei Aufzügen. Dritte Auflage 8. 1805. 12 gr.
— vom Adel. gr. 8. Gedrückt mit Didotschen Lettern. 1 Thlr. 4 gr.
— Dasselbe auf Velin-Papier. 2 Thlr.
— die jüngsten Kinder meiner Laune. 6 Th. 8. 1793. bis 97. Jeder Th. 1 Thlr.
— für Geist und Herz, eine Monatsschrift für die nordischen Gegenden. Zwölf Hefte. 8. 1786. 4 Thlr.
— Fragmente über Recensentenunfug. Eine Beylage zu der Jenaer Litteraturzeitung. gr. 8. 1797. 12 gr.
— die Wittwe und das Reitpferd. Eine dramatische Kleinigkeit. 8. 1796. 4 gr.

Kotzebue, Aug. v., Schauspiele. 5 Bände. Mit Titelkupfer und Vignetten von Geyser. 8. 1799. 6 Thlr.

— neue Schauspiele, 1ster Band. Mit dem Bildniß des Verfassers, von Bolt. 8. 1798. 1 Thlr. 16 gr.

— derselben 2ter Band, mit Titelkupfer von Geyser. 8. 1 Thlr. 12 gr.

— derselben 3ter Band. 1797. 1 Thlr. 20 gr.

— derselben 4ter Band. 1800. 1 Thlr. 12 gr.

— derselben 5ter Band. 1801. 1 Thlr. 16 gr.

— derselben 6ter Band. 1801. 1 Thlr. 12 gr.

— derselben 7ter Band. 1801. 1 Thlr. 18 gr.

— derselben 8ter Band. 1801. 1 Thlr. 18 gr.

— derselben 9ter Band. 1803. 2 Thlr. 8 gr.

— derselben 10ter Band. 1803. 2 Thlr.

— derselben 11ter Band. 1804. 1 Thlr. 12 gr.

— derselben 12ter Band. 1805. 2 Thlr. 8 gr.

— derselben 13ter Band. 1806. 1 Thlr. 16 gr

— derselben 14ter Band. 1808. 2 Thlr.

— derselben 15ter Band. 1810. 2 Thlr.

— derselben 16ter Band. 1810. 2 Thlr.

— derselben 17ter Band. 1812. 2 Thlr.

— derselben 18ter Band. 1814. 1 Thlr. 12 gr.

— derselben 19ter Band. 1815. 2 Thlr. 4 gr.

— derselben 20ster Band. 1815. 1 Thlr. 10 gr.

— derselben 21ster Band. 1817. 2 Thlr.

— derselben 22ster Band. 1818. 1 Thlr. 22 gr.

— derselben 23ster und letzter Band. 1819. 2 Thlr.

Die Schauspiele, 5 Bände, und neuen Schauspiele, 23 Bände, enthalten folgende Stücke, welche auch alle einzeln zu bekommen sind.

— Menschenhaß und Reue. Schauspiel in fünf Akten. 8. 8 gr.

— dasselbe, neue von dem Verfasser selbst umgeänderte Ausgabe, 8. 1820. 16 gr.

Kotzebue, Aug. v., die edle Lüge. Schauspiel in einem Aufzuge. Fortsetzung von Menschenhaß und Reue. 8. 4 gr.

— die Indianer in England. Lustspiel in drei Aufzügen. 8. 8 gr.

— Sultan Wampum, oder die Wünsche. Ein orientalisches Scherzspiel mit Gesang, in drei Aufzügen. 8. 7 gr.

— die Sonnenjungfrau. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen 8. 12 gr.

— das Kind der Liebe. Ein Schauspiel in fünf Akten. 8. 12 gr.

— Bruder Moritz der Sonderling, oder die Colonie für die Pelew-Inseln. Lustspiel in drei Aufzügen. 8. 12 gr.

— Graf Benjowsky, oder die Verschwörung auf Kamtschatka. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. 8. 12 gr.

— der Mann von 40 Jahren. Lustspiel in einem Aufzuge. 8. 4 gr.

— Armuth und Edelsinn. Lustspiel in drei Aufzügen. 8. 12 gr.

— der Papagoy. Schauspiel in drei Akten. 8. 8 gr.

— die Spanier in Peru, oder Rolla's Tod. Ein romantisches Trauerspiel in fünf Akten. 8. 12 gr.

— die Negersklaven. Ein historisch dramatisches Gemählde in drei Akten. 8. 10 gr.

— die Verläumder. Ein Schauspiel in fünf Akten. 8. 14 gr.

— der weibliche Jacobiner-Clubb. Ein politisches Lustspiel in einem Aufzug. 8. 5 gr.

— der Graf von Burgund. Ein Schauspiel in fünf Akten. 8. 12 gr.

— falsche Schaam. Ein Schauspiel in vier Akten. 8. 12 gr.

— La Peyrouse. Ein Schauspiel in 2 Akten. 8. 5 gr.

Kotzebue, Aug. v., der Wildfang. Ein Lustspiel für die Verdauung in drei Akten. 8. 12 gr.
— die Versöhnung. Ein Schauspiel in fünf Akten. 8. 12 gr.
— die Verwandschaften. Ein Lustspiel in fünf Akten. 8. 10 gr.
— der Opfertod. Ein Schausp. in 3 Akt. 8. 8 gr.
— die Unglücklichen. Ein Lustspiel in einem Akt. 6 gr.
— die silberne Hochzeit. Ein Schauspiel in fünf Akten. 8. 14 gr.
— die Corsen. Ein Schauspiel in 4 Akt. 8. 12 gr.
— der alte Leibkutscher Peter des Dritten. Eine wahre Anekdote. 8. 4 gr.
— Ueble Laune. Ein Lustsp. in vier Akten. 8. 12 gr.
— der hyperboreische Esel; oder die heutige Bildung. Ein drastisches Drama und philosophisches Lustspiel für Jünglinge, in einem Akt. 8. 6 gr.
— Johanna von Montfoucon. Ein romantisches Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhundert in fünf Akten. 8. 14 gr.
— das Schreibepult, oder die Gefahren der Jugend. Ein Schauspiel in vier Akten. 8. 16 gr.
— der Gefangene. Ein Lustspiel in einem Akt. 8. 5 gr.
— das neue Jahrundert. Eine Posse in einem Akt. 8. 8 gr.
— das Epigramm. Ein Lustspiel in vier Akten. 8. 18 gr.
— Lohn der Wahrheit. Ein Schauspiel in fünf Akten. 8. 14 gr.
— die kluge Frau im Walde, oder der stumme Ritter. Zauberspiel in fünf Akten. 8. 16 gr.
— die beiden Klingsberg. Ein Lustspiel in vier Akten. 8. 14 gr.
— Oktavia. Trauerspiel in fünf Akten. 8. 18 gr.
— Gustav Wasa. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. 8. 20 gr.

Kotzebue, Aug. v., die Zurückkunft des Vaters. Ein Vorspiel. 8. 4 gr.
— Bayard. Ein Schauspiel in fünf Akten. 8. 20 gr.
— der Besuch oder die Sucht zu glänzen. Ein Lustspiel in vier Akten. 8. 15 gr.
— des Teufels Lustschloß. Eine natürliche Zauber-Oper in drei Akten. 8. 7 gr.
— die Kreuzfahrer. Ein Schauspiel in fünf Akten. 8. 12 gr.
— die deutschen Kleinstädter. Ein Lustspiel in vier Akten. 8. 16 gr.
— die französischen Kleinstädter. Ein Lustspiel in vier Akten. 8. 12 gr.
— der Wirrwarr. oder der Muthwillige. Eine Posse in vier Akten. 8. 14 gr.
— die Hussiten vor Naumburg im Jahre 1432. Ein vaterländisches Schauspiel mit Chören in fünf Akten. 8. 12 gr.
— Hugo Gratius. Ein Schauspiel in vier Akten. 8. 16 gr.
— Don Rannudo de Colibrados. Ein Lustspiel in vier Akten. Nach Holberg frei bearbeitet. 8. 12 gr.
— Der Schauspieler wider Willen. Ein Lustspiel in einem Akt. 8. 6 gr.
— Pagenstreiche. Eine Posse in 5 Akt. 8. 16 gr.
— Eduard in Schottland, oder die Nacht eines Flüchtlings. Ein historisches Drama in drey Akten. 8. 9 gr.
— der tode Neffe. Ein Lustspiel in einem Akt 8. 5 gr.
— der Vater von ungefähr. Ein Lustspiel in einem Akt. 8. 6 gr.
— die Stricknadeln. Ein Schauspiel in vier Akten. 8. 12 gr.
— Heinrich Reuß von Plauen, oder die Belagerung von Marienburg. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 8. 16 gr.

Kotzebue, Aug. v., Herrman und Thusnelde. Eine heroische Oper in drei Akten. 8. 10 gr.
— die entlarvte Fromme, oder ein Pröbchen vom Zeitgeiste. Ein Lustspiel. 8, (Nur der erste und vierte Akt, mehr fand sich nicht nach des Verfassers Tode.) 8 gr.
— Pfalzgraf Heinrich. Erster Akt, nebst dem Plane zum ganzen Trauerspiele. 8. 7 gr.

— über meinen Aufenthalt in Wien und meine erbetene Dienstentlassung. gr. 8. 1799. 10 gr.
— Almanach der Chroniken für das Jahr 1804. Mit 15 Kpfrn. u. 14 Vign. 2 Thlr. 16 gr.
— Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten, Miscellen. 1stes und 2tes Bändchen. 8. 1805. 3 Thlr. 12 gr.
— derselben 3tes und 4tes Bdchen. 8. 1806. 3 Thlr.
— derselben 5tes und 6tes Bdchen. 8. 1809. 3 Thlr. 8. gr.
— Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. Sechster Jahrgang. 1808. enthält: 1) das Posthaus in Treuenbrietzen. 2) der Leinweber. 3) der Stumme. 4) die Erbschaft. 5) der Graf von Gleichen. 6) der Deserteur. Mit 6 illuminirten Kpfrn. Gebunden. 1 Thlr. 16 gr.
— Almanach dramatischer Spiele, funfzehnter Jahrgang, 1817. enthält: 1) der Ruf. 2) der Citherschläger und das Gaugericht. 3) die Bestohlenen. 4) der gerade Weg der beste. 1 Thlr. 16 gr.
— desselben sechzehnter Jahrgang, 1818. enthält: 1) die Wüste, ein dramatisches Gedicht. 2) der Freimaurer. Lustspiel in einem Akt. 3) u. A. w. g. oder die Einladungs-Karte, ein Schwank in einem Akt. 4) Marie, eine dramatische Idylle. 5) der Spiegel, oder laß

das bleiben. Ein Lustspiel in einem Akt. 6) La Peyrouse, ein Schauspiel. 1 Thlr 16 gr.

Kotzebue, Aug. v., Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande. siebzehnter Jahrgang, 1819 enthält: 1) die Verkleidungen. Eine Posse in zwei Akten. 2) der fürstliche Wildfang, oder Fehler und Lehre. Ein Lustspiel in zwei Akten, mit einigen Gesängen. 3) die Rosenmädchen. Komische Oper in drei Akten. 4) die Selbstmörder. Ein Drama in 1. Akt. 1 Thlr. 16 gr.

— desselben achtzehnter Jahrgang, 1820. enthält: 1) die eifersüchtige Frau. Ein Lustspiel in zwei Akten. 2) Verlegenheit und List. Ein Lustspiel in drey Akten. 3) die Frau vom Hause. Ein Lustspiel. 1 Thlr. 16 gr.

— desselben neunzehnter Jahrgang 1821, nach nach des bisher: Herausgebers Tode fortgesetzt vom Mehrern; enthält: Wandrer und Pächterin, Schausp. in Jamben nach Göthe; 2) der Wunderring Lustsp. 3) Brief und Antwort, Lustsp. 4) Ich bin meine Schwester, Lustsp. 5) d. Segen der Eifersucht. 1 Thlr. 16 gr.

— Opern-Almanach f. d. J. 1815. 1 Thlr. 8 gr.

— desselben zweiter Jahrg. für das Jahr 1817. 1 Thlr. 8 gr.

— Geschichte des deutschen Reichs, von dessen Ursprung bis zu dessen Untergange. 1r Bd. gr. 8. 1814. 1 Thlr. 6 gr.

— derselben 2r Bd. gr. 8. 1815. 1 Thlr. 6 gr.

— derselben 3r Band ist unter der Presse.

— Moritz von, der Russische Kriegsgefangene unter den Franzosen. 8. 1815. 1 Thlr.

— Switrigail, ein Beitrag zu den Geschichten von Litthauen, Rußland, Pohlen und Preußen. 8. 1820.

Kotzebue, Aug. v., die Schule der Frauen. Ein Lustspiel fünf Akten. 8. 14 gr.

— Fanchon, das Leiermädchen. Vaudeville in drei Akten. 8. 14 gr.

— die Organe des Gehirns. Ein Lustspiel in drei Akten. 8. 12 gr.

— blinde Liebe. Lustspiel in drei Akten. 8. 12 gr.

— Carolus Magnus. Lustspiel in drey Akten. (Fortsetzung der deutschen Kleinstädter.) 8. 14 gr.

— die Unvermählte. Ein Drama in vier Aufzügen. 8. 15 gr.

— Ubaldo. Ein Trauerspiel in fünf Akten 8. 18 gr.

— das Gespenst. Ein romantisches Schauspiel in vier Akten mit Chören und Gesängen. 8. 14 gr.

— das Intermezzo, oder der Landjunker zum erstenmale in der Residenz. Ein Lustspiel in fünf Akten. 8. 18 gr.

— die kleine Zigeunerin. Ein Schauspiel in vier Akten. 8. 20 gr.

— der blinde Gärtner oder die blühende Aloe. Ein Liederspiel. 8. 6 gr.

— der verbannte Amor, oder die argwöhnischen Eheleute. Ein Lustspiel in vier Akten. 8. 20 gr.

— Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen. Ein Lustspiel in fünf Akten. 8. 20 gr.

— das arabische Pulver. Eine Posse in zwei Akten. 8. 8 gr.

— Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen. Ein Fastnachtsspiel in fünf Akten. 8. 15 gr.

— die Belagerung von Saragossa, oder Pachter Feldkümmels Hochzeitstag. Ein Lustspiel in vier Akten. 8. 16 gr.

— die neue Fraunschule. Ein Lustspiel in drei Akten. 8. 9 gr.

— Max Helfenstein. Ein Lustspiel in zwei Akten. 8. 8 gr.

Kotzebue, Aug. v., der Brief aus Cadix. Ein Drama in drey Akten. 8. 10 gr.
— die deutsche Harfenfrau. Ein Schauspiel in 3 Akten 8. 12 gr.
— Bela's Flucht. Ein Schauspiel in zwei Akten. 8. 6 gr.
— Ungars erster Wohlthäter. Ein Vorspiel mit Chören. Und die Ruinen von Athen. Ein Nachspiel mit Chören und Gesängen. 8. 16 gr.
— der Schutzgeist. Eine dramatische Legende in sechs Akten, nebst einem Vorspiel. 8. 1 Thlr.
— der Rehbock, oder die schuldlosen Schuldbewußten. Ein Lustspiel in drei Akten. 8. 12 gr.
— die Westindier. Ein Lustspiel in fünf Akten 8. 16 gr.
— Rudolph von Habsburg und König Ottokar von Böhmen. Ein historisches Schauspiel in sechs Akten. 8. 18 gr.
— des Hasses und der Liebe Rache. Schauspiel aus dem spanischen Kriege in fünf Akten. 8. 18 gr.
— der Vielwisser. Lustspiel in fünf Akten. 8. 18 gr.
— der Rothmantel, ein Volksmährchen von Musäus, für die Bühne bearbeitet, in vier Akten 8. 16 gr.
— der Capitain Belronde. Lustspiel in drei Akten von Picard. Für die deutsche Bühne bearbeitet. 8. 14 gr.
— Gisela. Ein Schauspiel in vier Akten, zu welchem die deutsche Geschichte den Stoff geliefert hat. 8. 18 gr.
— der deutsche Mann und die vornehmen Leute. Ein Sittenspiel in vier Akten. 8. 16 gr.
— das Taschenbuch. Ein Drama in drei Akten. 8. 12 gr.

